

www.e-rara.ch

Spaziergänge in den Alpen

Widmann, Joseph Viktor

Frauenfeld, 1885

ETH-Bibliothek Zürich

Shelf Mark: 92288

Persistent Link: <https://doi.org/10.3931/e-rara-8472>

Dreissig Blätter aus dem Tornister eines Fussreisenden.

www.e-rara.ch

Die Plattform e-rara.ch macht die in Schweizer Bibliotheken vorhandenen Drucke online verfügbar. Das Spektrum reicht von Büchern über Karten bis zu illustrierten Materialien – von den Anfängen des Buchdrucks bis ins 20. Jahrhundert.

e-rara.ch provides online access to rare books available in Swiss libraries. The holdings extend from books and maps to illustrated material – from the beginnings of printing to the 20th century.

e-rara.ch met en ligne des reproductions numériques d'imprimés conservés dans les bibliothèques de Suisse. L'éventail va des livres aux documents iconographiques en passant par les cartes – des débuts de l'imprimerie jusqu'au 20e siècle.

e-rara.ch mette a disposizione in rete le edizioni antiche conservate nelle biblioteche svizzere. La collezione comprende libri, carte geografiche e materiale illustrato che risalgono agli inizi della tipografia fino ad arrivare al XX secolo.

Nutzungsbedingungen Dieses Digitalisat kann kostenfrei heruntergeladen werden. Die Lizenzierungsart und die Nutzungsbedingungen sind individuell zu jedem Dokument in den Titelinformationen angegeben. Für weitere Informationen siehe auch [Link]

Terms of Use This digital copy can be downloaded free of charge. The type of licensing and the terms of use are indicated in the title information for each document individually. For further information please refer to the terms of use on [Link]

Conditions d'utilisation Ce document numérique peut être téléchargé gratuitement. Son statut juridique et ses conditions d'utilisation sont précisés dans sa notice détaillée. Pour de plus amples informations, voir [Link]

Condizioni di utilizzo Questo documento può essere scaricato gratuitamente. Il tipo di licenza e le condizioni di utilizzo sono indicate nella notizia bibliografica del singolo documento. Per ulteriori informazioni vedi anche [Link]



Dreißig Blätter aus dem Cornister eines Fußreisenden.

1.

Wir sind eigentlich unser Zwei und verfügen zusammen über sechs Füße wie ein richtiger Hexameter. Ich bin ich, er ist ein Hund, ein rothhaariger Schnauzer. Unser Verhältniß ist das einer guten Regierung zum Volke. Die Regierung — meine Wenigkeit — bildet sich nur ein, zu regieren, in Wirklichkeit thut sie, wie das Volk will. In diesem Spezialfall will das Volk — der rothe Schnauzer — nichts wissen von Eisenbahnen. Seinesgleichen wird auf Eisenbahnen nicht standesgemäß behandelt. Die vergitterten Hundecoupees unterm Gepäckwagen befriedigen durchaus nicht die Comfortansprüche eines modernen Hundes, der etwas auf sich hält. Folglich fahren wir nicht Eisenbahn, sondern gehen zu Fuß. Das Volk will es; das Volk wedelt vor Vergnügen, daß ihm die Regierung, die ihrerseits lieber die bequeme Eisenbahn benützen würde, in diesem Hauptpunkte nachgibt. Es ist wirklich keine Kleinigkeit. Ich will von Bern in's Wallis gehen und trete dem „Volk“ zu Liebe die Reise unter Verachtung aller Fahrgelegenheit damit an, daß ich den Narziehlestuk*) hinunter gegen Wabern nach Belp

*) Straße in Bern, nach der Aare hinunter.

gehe. Von Bern in's Wallis über Velp . . . es ist schändlich altväterisch, und Bekannte, die mir begegnen, halten mich für verrückt. Aber was thut eine Tit. Regierung nicht für's Volk!

2.

Altväterisch, ja wohl! aber erquicklich bleibt so eine Fußreise; und die Altväter haben schon auch gewußt, was sie davon hatten. Einen dieser Altväter stellte ich mir besonders lebhaft vor, als ich am frühen Morgen zur Stadt hinauswanderte, den schweren Tornister auf den Schultern, den Bergstock in der Hand. Dich hatte ich im Sinne, älterer Wyß, der du schon meine Knabenzeit beglückt hast durch deinen schweizerischen Robinson. Früh vor Tag zogst du aus, du wohlgemüther, rothbäckiger Stadtpfarrer*), mit dem Rudel deiner Buben. Man mußte eurer Schaar eigens das Stadthor öffnen; in waidmännischer Ausrüstung unternahmt ihr eure oft Tage lang dauernden Ausflüge, deren etwas phantastischen Reflex wir in den Jagdgeschichten des schweizerischen Robinson wiederfinden. Diese Erinnerung that mir wohl, als ich Moderner in den Morgenglanz der lachenden Sommerlandschaft hinausschritt, und ich empfahl mich dem guten Genius dieses freundlichen Alten.

Köstlich ist auf einer solchen Wanderung hauptsächlich das Gefühl, in jedem Augenblick Herr seiner Entschliessungen zu sein. Kehre ich in jenem Wirthshäuschen ein oder gehe ich tapfer vorbei? Lege ich mich ein bischen in's Gras? Nehme ich die Landkarte hervor? Observire ich die Gegend mit dem Feldstecher? Wendere ich plötzlich die Marschrouten? Bleibe ich zwei, drei Tage da liegen, wo mir's gefällt? Es ist himmlisch, so unabhängig zu sein von jeglichem rücksichtslosen Behikel, das uns fortzuschleppt, unabhängig von einem bezahlten Billet, das man natürlich abstoßen muß.

*) Der Verfasser des so berühmt gewordenen Schweizerischen Robinsons war Pfarrer am Berner Münster.

Und nun die kleinen persönlichen Abenteuer, so manches Zwiegespräch mit großen und kleinen Leuten auf der Straße, der intimere Verkehr mit den Wirthsleuten, die dem Fußgänger einen kleineren Beutel, aber ein größeres Herz zutrauen. In irgend einem Dorfe holte die Wirthin alsobald eine Depesche hervor, die sie vor einigen Stunden bekommen hatte. Ob ich wisse, wo das in der Welt liege, dieses Anvers? Ein Bekannter, der aus Amerika zurückgekehrt sei, habe ihr telegraphirt, sie möchte auf telegraphischem Wege sechzig Franken dorthin schicken als Geld zur Heimreise. Nun wisse Niemand im Dorfe, wo dieses Anvers liege. Der Herr oben in dem schönen Schlosse unterm Wald sei verreist; der hätte es sonst wohl gewußt. Der Schulmeister habe in seinem Atlas nachgesehen die Karten aller Welttheile und kein Anvers gefunden; drüben über der Straße wohne Einer, der auch schon in Amerika gewesen, aber auch der wisse nicht, wo Anvers liege. Der Mann glaube, es sei im Waadtlande, und in diesem Falle wären sechzig Franken doch wohl eine zu große Summe für die Heimreise. Das Alles brachte die Frau so gemüthlich vor und ich fühlte mich recht glücklich, ihr dienen zu können mit der Auskunft, Anvers sei nur der „wälsche“ Name für Antwerpen, worauf ihr dann die ganze Sachlage bedeutend klarer wurde.

Man soll oft einkehren als Fußreisender, wäre es auch nur, um sich ein bißchen zu unterhalten; man läßt sich eine Kleinigkeit geben, ein Gläschen Wermuth z. B. und zahlt damit gleichsam das Eintrittsgeld zu einer kleinen Theatervorstellung, in der man selbst Akteur ist.

Dagegen thut man doch gut, zuzusehen, was man bestellt. Ich Unglücklicher kam irgendwo auf den Einfall, zu fragen, ob ich ein Glas Malaga bekommen könnte. Leider gab es welchen, ein furchtbares Getränk, als wäre es aus weggeschüttetem Stout und einem Zusatz Rum zusammengепantscht worden. Zu spät erinnerte ich mich aller der Angaben aus spanischen Reisebüchern über die gran-

dies betriebene Fälschung des Malaga. Wenn nun der Malaga so massenweise gefälscht wird, so müssen doch diese Fälschkate irgendwo ihren Abjaß haben. Und was ist natürlicher, als daß sie ihn in den Ländern der Tannenwipfel finden, also in einem bernischen Dörflein? Wer geht auch Trauben suchen bei der Dornhecke!

Diese Blätter sind Tagebuchblätter; ich schreibe sie nicht erst nach der Rückkehr, sondern auf der Wanderung selbst vertraue ich ihnen an, was mich bewegt. Heute muß ich der Aussicht aus meinem Fenster oder richtiger von meinem Balkon einige Zeilen gönnen.

Es ist Sonntag und ich wohne im Gurnigelbade. Selbst bei hellstem Wetter ist die Landschaft eigenthümlich ernst. Dieser Ernst liegt in dem Meere von Tannenwipfeln, das rings die Thäler unterhalb des Kurhauses erfüllt, von rechts und von links sich seitlich hinunterziehend, gestreckten Berges Rücken entlang. Und weit und breit ein wellig bewegtes Land, mit vielen nahen und fernen Hügeln, die, ebenfalls mit dunkeln Tannenwäldern gekrönt, wie kleine Inseln aus dem helleren Grün der Landschaft sich erheben; im Westen aber der ruhige, dunkelbläuliche Höhenzug des Jura, da und dort ein glitzerndes Wasser, ein See Spiegel, auf den ein Sonnenstrahl fällt. Man kann natürlich, wenn man in froher Gesellschaft perlende Weine trinkt, überall sehr lustig werden und wird durch das Kelchglas selbst eine melancholische Landschaft in tausend Farben spielen sehen. Nun! melancholisch ist diese Gegend des Gurnigelbades gewiß nicht, wohl aber ernst und durch ihren milden Ernst wohlthuend für das Gemüth, sanft ausgleichend die widersprechendsten Stimmungen. Im Schwarzwald, im Thüringerwald habe ich ähnliche Landschaften gesehen, jedoch nicht mit so alpinem Charakter; die Luft ist hier schon frischer als irgendwo

in Deutschland, und die Fernsicht ist wohl auch von hier aus eine ausgedehntere. Ich schäme mich, fünfzehn Jahre lang in Bern gelebt zu haben, ohne den Gurnigel zu besuchen. Der Berg rächt sich jetzt, indem er mich bereits länger festhält, als in meinem Reiseplan lag.

„Es war ein Baumwollenhändler im Gurnigel“, so hebt eines der Kapitel in Gotthelf's köstlichem „Ali der Knecht“ an. Seit jenes Baumwollenhändlers Zeiten hat sich hier viel verändert. Besagter Baumwollenhändler hat jedenfalls nicht in dem aus weißem Getäfel gezimmerten Prachtsaal bei elektrischer Beleuchtung zu Nacht gegessen. In der That, der Comfort des Hauses ist groß, ohne daß hiedurch eine ungemüthliche Steifheit entstände. Wer seine Toilette machen will, der thut's eben, und wenn er eine „Sie“ ist, so macht „er“ damit Andern große Freude. Wer aber seine Ausrüstung für fünf Wochen auf dem Rücken herumschleppt gleich einer Schnecke, die ihr Haus trägt, der geht einfach einher, ohne sich doch deßhalb gedrückt zu fühlen. Das Geheimniß der großen Anziehungskraft dieses Badeortes liegt theilweise in dieser glücklichen Vereinigung von angenehmem Luxus mit Zwanglosigkeit.

Diese erste Etappe meiner Walliser Reise ist jedenfalls eine sehr behagliche; Hunderl, ich bin mit den Wegen zufrieden, die du mich führst.

4.

Aber ich befürchtete, dieser unvergleichliche Gurnigel dürfte für mich, wenn ich länger verweilte, ein Capua werden, dessen weiche Wonnen die schlechteste Vorbereitung wären für die Mühseligkeiten einer Fußreise. So schnürte ich mit schwerem Herzen den Bündel in dem sichern Bewußtsein, nun viele Tage lang weder ein so stimmungsvolles Landschaftsbild, noch eine so unübertreffliche Verpflegung anzutreffen. Es bleibt mir wenigstens die Beruhigung, fortan aus persönlicher Erfahrung zu wissen, daß fünf Poststunden

von Bern ein solches hohes Luginsland existirt, das den glücklichen Besuchern gestattet, die feineren Genüsse der Civilisation mit dem sehnfüchtigen Wunsche nach Frieden in der schönen Berg- und Waldesnatur zu vereinigen.

Was mir aber den Abmarsch erleichterte, war eine Mission, die ich übernommen, das Versprechen, eine gänzlich unbekannte Gegend zu erforschen. Die Sache ist wirklich lustig. Man munkelt, es gebe hier zu Lande Badeorte, sage Badeorte! die kaum Jemand kennt. Selbst Aerzte der Bundesstadt, ja mehr als das, Badeärzte der nächsten Umgegend dieser hinterwäldlerischen Verstecke wissen kaum den Namen zu nennen, den diese mir zugemutheten Ziele meiner Forschungsreise tragen. Doch gestehe ich, daß unsere vortrefßlichen Landkarten sie angeben. Sie sind also nicht eigentlich unentdeckt, aber wunderseelten besucht, ungefähr wie Timbuktu in Afrika oder Gassa in Tibet. Ich bin recht stolz, daß ein praktischer Arzt mich beauftragt hat, im Interesse der schweizerischen Balneologie einmal in jene verschwiegenen Gründe einzudringen. Wenn ich Arzt wäre, würde ich mich allerdings auch um diese beiden Bäder interessiren, denn sie tragen vielverheißende Namen: Fettbad und Magerbad. Macht das Fettbad fett, das Magerbad mager, oder wirken sie in umgekehrter Weise, daß das Fettbad von Fetten besucht wird, das Magerbad von Magern? Das ist nun die Frage. Hoffen wir, daß es mir gelinge, dieselbe zu beantworten.

Meine Forschungsreise führte mich zunächst in's Schwefelbergbad, das mir als Ausgangspunkt zu meinem Streifzuge dienen muß. Der Weg vom Gurnigel nach Schwefelberg hat eine herrliche Stelle, wo man, auf dem Bergesgrat hinschreitend, zur Linken den Thuner See und die Hochalpen sieht, gerade vor sich die nahe Gantristfette. Das Schwefelbergbad wird in drei Stunden leicht erreicht. Es ist eines jener gemüthlichen Kurhäuser, wo man sehr glücklich sein kann, wenn man sich unter traulichen Bekannten be-

findet, unglücklich aber bei längerem Aufenthalt, wenn man Niemand hat, an den man sich intimer anschließen möchte. Denn die nächste Umgebung bietet wenig Abwechslung. Man hat einen großen, grünen, wellenförmig hügeligen Berg vor sich mit wenig Wald, mehr nur Alpenweiden. Ringsum laden manche Gipfel und Kuppen zum Besteigen ein; aber die Wiesengründe sind etwas sumpfig. Dafür ist der Verkehr der Kurgäste ein sehr ungezwungener; die dreißig Anwesenden kennen einander bald und demnach ist nicht anzunehmen, daß Jemand bei längerem Aufenthalte ganz ohne Gelegenheit zum Austausch der Gedanken bleibe. Das Haus ist wohl eingerichtet und steht durch jene eiserne Schnur, die blitzschnell unsere Wünsche in ferne Gegenden trägt, mit der ganzen weiten Welt in Verbindung. So eine Telegraphenstange ist wirklich ein Gegenstand, den ich auf einsamer Alpentrift mit Pietät betrachte. Sie ist im Kleinen so etwas wie der Schienenstrang der Pacificbahn mitten in den unendlichen rollenden Prairien des Westens. Und dabei ist noch ein Gemeinsames. Wie dort in den westlichen Steppen die Bisonheerden sich herzubrängen und an den Telegraphenstangen und den Signalpflocken der Bahn ihre zottigen Häufe reiben, so sieht man auch unsere sanfteren Kinder zuweilen an diesen Stangen der Kultur das gemüthliche Geschäft des Reibens ausüben, als hätte der Mensch diese ast- und blätterlosen weißen Bäume eigens für das liebe Vieh hingepflanzt. Es ist gut, daß das Rindvieh nicht teleologisch philosophirt . . . das heißt, es ist noch eine Frage, ob nicht manches Rindvieh das thut.

5.

O Fettbad! und o Magerbad! Ward jemals ein Forschungsreisender grausamer enttäuscht? Die Grausamkeit besteht aber nicht etwa darin, daß ich zehn Stunden lang in der Länge und in der Breite, in der Höhe und in der Tiefe des betreffenden Berggebietes herumgeirrt wäre, lechzend anfangs nach einem fetten, später

(genügsam) nach einem mageren Imbiß im einen oder im andern Badeorte. Das wäre wenigstens ein süßes Leiden im Dienst der Wissenschaft gewesen. Ich hätte wie Georg Forster, wenn er mit Cook auf der Südsee in einer öden Meeresgegend herumkreuzte, die nach alten spanischen oder holländischen Karten festes Land sein sollte, großartig erklären können: „Die Karten sind falsch; wir fanden auf dem angegebenen Strich nichts als Wasser von so und so viel Faden Tiefe.“ Mir ist es viel übler ergangen.

Ich war so unvorsichtig, am Vorabend meiner wissenschaftlichen Expedition nach dem Fett- und nach dem Magerbade mich nach dem Forschungsobjekt zu erkundigen; ich war der verkehrte Parcival. Man kann's doch nie recht machen. Parcival kam nicht zum Gral, weil er das Maul nicht aufthat, sondern schweigend verharrte; ich kam nicht an meine „Milquellen“, weil ich im Gegenheil von der Sache sprach. Und nun vollends mit dem kompetentesten Manne der ganzen Gegend, mit dem Eigenthümer des Schwefelbergbades. Er war so artig, seine Lachlust zu verbeißen; mit würdevoller Freundlichkeit erklärte er mir: Es gibt kein Mager- und kein Fettbad in dem Sinne, in dem Sie diese Derter aussuchen wollen. Das sind bloß zwei Weiden; vielmehr die eine, das Fettbad, ein Morast, unnahbar, wo Röhricht steht; das Magerbad ist die etwas weniger sumpfige Stelle; dort wächst zur Noth etwas Futter; ich habe selbst schon mein Vieh dort gehabt. Häuser stehen dort nicht, noch weniger kommen Badegäste dorthin; bei der bessern Stelle, dem sogenannten Magerbad, ist eine kleine Sennhütte. Von Heilquellen natürlich keine Spur. Eine verlorene Salzquelle, nur den Heinzelmännchen bekannt, soll irgendwo in unserer Gegend sich finden, aber dort nicht.

Auf diese Auskunft hin dennoch hinzugehen und die verlorene Salzquelle der Heinzelmännchen zu entdecken — dazu reichte mein tief herabgestimmter Forschungstrieb nicht aus. Ein Leser dieser

Blätter denkt vielleicht: Ich wäre nun doch gegangen! So denkt man, wenn man den Mann nicht gesehen und gehört hat, der mir die Auskunft gab. Dieser Mann ist hier in den Bergen genau, was ein erfahrener und kühner Kapitän zur See. Er hat mitten im Winter hier die Holzfällerarbeiten geleitet, sein Haus einst an der Spitze seiner Knechte verlassen, als den Pferden, auf denen sie ritten, der Schnee bis an die Brust reichte, so daß die keuchenden Thiere wie Schneepflüge die geballte, sich stauende Masse vor sich herschoben. Man müßte ein rechtes Kind oder ein wahrer Don Quixote sein, wenn ein solcher Mann uns die fruchtlose Expedition abräth, dennoch aus Eigensinn jenes Sumpfland aufsuchen zu wollen. Gewiß, die Namen Fettbad und Magerbad als Namen zweier öder Alptristen sind mit all' dem noch nicht erklärt. Aber schreibe ich denn das schweizerische Pidotikon, daß ich verpflichtet wäre, alle dunkeln oder vielleicht unpassenden Namen zu erklären? Da ist in der Nähe das Ottenleuebad, ein wirklich vorhandenes Menschenbad, — mit Leuen hat es gar nichts zu thun. Der Name soll entstanden sein aus „Holzleuen“, indem es früher ein großer Holzschlag oder eine Stätte gewesen sei, wo die Holzfäller zu „leuen“ (berndeutsch gleich auszurufen) pflegten. „Quien sabe?“ (Wer weiß es?) sagt der Spanier zu einer unwahrscheinlichen Erklärung; Quien sabe? sagen wir auch zu den Namen Fett- und Magerbad. Aber so viel ist wenigstens gewiß, daß keiner unserer gegenwärtig studirenden jungen Mediciner sich Hoffnung zu machen braucht, als Badearzt im Fett- oder im Magerbade angestellt zu werden. Wer aber nach all' dem hartnäckig noch glaubt, der Eigenthümer des Schwefelbergbades habe mir vielleicht aus bloßem Konkurrenzneid gegenüber zwei heimlich schwunghaft betriebenen Badeorten die Existenz dieser „wirklichen geheimen Kurinstitute“ verschwiegen, der besteige in Gottes Namen mein abgessatteltes Expeditionsmaulthier dort, wo ich es an den Gartenzaun des Schwefelbergbades angebunden habe.

Ueber schöne Wege, die ich gegangen bin, schreibe ich gewöhnlich nichts nieder. Denn wenn ich mich erinnere, welche Mühe es viele Romanschriftsteller kostet, auch nur eine einzige Scenerie, wo vielleicht der ganze Roman spielt, dem Leser zu schildern, und wie dann erst noch wahrscheinlicher Weise zehntausend Leser sich zehntausend durchaus verschiedene Vorstellungen von dieser Scenerie machen, wie sollte ich da hoffen, die hundert wechselnden Scenerieen auf einer Bergtour in unsere Alpen so fixiren zu können, daß Jedermann etwas davon hätte? Dafür sind die Maler. Ich hätte wohl einen bei mir haben mögen, als ich vom Schwefelberg her über den Gantristgrat gegen Weißenburg hinabstieg und plötzlich die Nebelgeister den blauen Himmel verfinsterten, über die Bergkuppen daherjagten und innert zehn Minuten die Landschaft mit Dunkelheit und einem rasenden Ungewitter erfüllten. Wie? Hierzu einen Maler? Nicht zu der Nebelfinsterniß, natürlich; wohl aber zu der Aussicht, die ich hatte von der Sennhütte aus, in die ich geflüchtet war, als endlich die Nebel zerrissen und der Blick in die gegenüberliegenden Berge und Thalschaften frei war. Ein Maler war nicht bei mir, sondern ein alter Hirte, der mir die Honneurs seiner Sennhütte machte, indem er das Stückchen Käse, das er bei sich hatte, allein aß und bedauerte, mir keine Milch vorsetzen zu können. Es war ein nahezu siebenzigjähriger Greis, der aussah wie die Fünfzigjährigen in den Städten. Einen Sohn hat er draußen in Sachsen, er weiß den Ort nicht zu nennen; der Sohn ist dort bei einem Gutsherrn Musterfenn auf einer sogenannten „Schweizerei“.

Nach dem Gewitter stieg ich hinab in's Bad Weißenburg. Ich hielt dort nur die nothwendige Mittagsrast. Das Haus war überfüllt mit Gästen, die der weithin verbreitete Ruf des gegen bösen

Hu
gelo
jelig
melt
frisd
Hei
hoff
Hoff
mög
den
tücht
aus
Sin

die
sim
still
ein
kein
ein
da
Gl
Di
bän
ha
so,
gu
der
me
W
fü
w

Husten und Lungenleiden sich heilkräftig erweisenden Bades hergelockt hat. Glücklicher Weise ist Schwindsüchtigen meistens eine selbige Illusion über ihren Zustand eigen, so daß die hier versammelten sich so heiter unterhalten wie nur irgend eine Sommerfrischlergesellschaft ganz gesunder Leute. Und in der That soll die Heilquelle an Manchem schon Wunder gethan haben. Natürlich hofft also Jeder, auch an ihm werde dieses Wunder sich beweisen. Hoffet, arme weiße Röslein, und ihr, ihr heftisch rothen! Und möge jeder Tropfen der guten Quelle Euch zu Himmelsstau werden! Ich aber, zweier lieber Freunde gedenkend, die mir die töckische Krankheit von der Seite gerissen, ich eile abwärts, hinaus aus der Weißenburger Schlucht, an die Straße hervor, die durch's Simmenthal hinaufführt.

Und nun kam eine große Untreue an mir selbst und sogleich die Strafe. Ich, der Fußgänger, fuhr mit der Post nach Zweifsimmen. Dem Hündchen zu Liebe setzte ich mich neben den Postillon. Die erste Stunde war's ganz hübsch. Dann aber brach ein Unwetter los, wie ich's selten erlebt habe. Und da gab's kein Entrinnen. Der Fußgänger flüchtet in's nächste Haus, unter einen Baum, in den Schutz eines vorspringenden Felsstückes. Aber da oben auf dem Postwagen, der durch alle Wuth der entfesselten Elemente fortraste, mußte man dem Regenssturme Stand halten. Die Blitze schienen oft in nächster Nähe einzuschlagen, die Pferde bäumten sich vor Schrecken; einmal wollte der Postillon schon stille halten, denn der Regen, der uns in's Gesicht schlug, blendete ihn so, daß er nichts mehr sah. Es ging indessen vorüber, wie die guten und bösen Dinge in der Welt alle vorübergehen. Und was den Postillon betrifft, so war er mir lieber als der von Conjeumeau; er sang zwar nicht Tenor, aber er breitete die dicksten Pferdebedecken über meine Beine und über meine Schultern und sorgte für mich so brav, als ob er jener berühmte californische Postillon wäre, jener Zuba Bill, den alle Leser der Erzählungen Bret Harte's

gewiß zur Genüge kennen. Aber naß wurde ich doch und mir geschah ganz Recht; warum fuhr ich, statt zu gehen!

Tags darauf ging ich beim schönsten Sonnenschein nach Saanen; ist's auch die Poststraße, man darf doch auch als Fußgänger mit ihren romantischen Reizen, dem Fluß in der Tiefe, den kühnen Brückenbögen, den Tannenwäldern und den glänzenden Schneefeldern auf den Bergen zufrieden sein. Da und dort quillt ein Wässerchen dicht am Wege. Ich sollte diesen Wässerlein eigentlich ein besonderes Kapitel widmen; sie sind einer der feinsten Genüsse des Wanderers und zugleich der billigste. In allem Ernste! ob schon ich Champagner in Eis nicht verachte, muß ich dennoch den einfachen Quell frischen Wassers, wie er den Fußgänger labt, höher stellen. Ich weiß, daß das, was ich da vorbringe, ein Gemeinplatz ist, daß es in hundert moralischen Schriften steht und vermuthlich in allen Ollendorffischen Uebersetzungsbüchern. Aber soll man den Gemeinplatz, dessen Richtigkeit man aus Erfahrung kennen lernt, nicht zu Ehren bringen? Natürlich beruht ja der ganze göttliche Hochgenuß auf dem ungewöhnlich gesteigerten Bedürfnisse nach Erfrischung. Aber ist es nicht weiseste Lebensphilosophie, wenn wir unsere Vergnügungen dem großen System anpassen, das nun einmal für die „beste der Welten“ intensive Genüsse an die Bedingung intensiven Mangels knüpft? Wir stehen hier vor einem der wesentlichsten Schöpfungsgeheimnisse, eigentlich vor einem furchtbar einfachen Hausmittel, über das ja ein Satiriker manche bitterbösen Anmerkungen schreiben könnte. Wenn er aber mit mir über die Alpen gegangen wäre und aus hundert eisfrischen Quellen seinen brennendsten Durst gelöscht hätte, er müßte doch gestehen: *Probatum est!* und die Satire bliebe ungeschrieben.

Bevor ich Saanen verlasse, muß ich noch die hundert und hundert Häuschen loben, die oberhalb der Ortschaft in den Wiesen und an den Bergweiden zerstreut liegen. So sollte die ganze Welt aussehen; so sollten alle Menschen wohnen, immer eine Haus-

haltung für sich, und um's Haus herum die Wiesen, der Acker, der Gemüsegarten. Es dürfte ja schon große Städte geben; ja, sie würden dann noch viel größer sein, ein ganzes weit gestrecktes Alpenthal lang, kein Haus dicht neben dem andern. Das Rezept wäre gewiß ein Heilmittel gegen viele soziale Krankheiten unserer Tage; übrigens ist es nicht von mir, sondern von Jean Jacques Rousseau.

7.

Es wäre vielleicht nicht nach Jedermanns Geschmack, auf einer Fußreise ein Schreibheft mit sich herumzuschleppen und bald diese, bald jene kurze Kasten zum Eintragen einiger Notizen zu benutzen. Es ist dies aber nach meinem Geschmack. Selbst physisch thut mir die kleine geistige Concentration wohl. Habe ich mir im heißesten Sonnenschein ein kleines Kopfweh congestiöser Art angegangen, so versliegt es im Nu, wenn ich eine halbe Stunde über diesen Blättern sitze; die Aerzte mögen sich den Vorgang erklären, der für mich thatsächlichen Werth hat. Jedenfalls aber verhilft mir diese Beschäftigung zu einer gewissen Befreiung vom rein materiellen Dasein. Bei anstrengenden Fußtouren wird man so leicht ein Knecht des Leibes; die Füße sagen: „Jetzt sind wir einmal der Kopf, nach uns hat man sich zu richten!“ nun, ich dulde keine Revolutionen in meinem kleinen gangbaren Staate. Der ganze Mechanismus soll wissen, daß er auf der Reise, trotz den höheren Ansprüchen, die an seine Ausdauer gestellt werden, genau so zu Diensten sein und sich unterordnen muß unter den Willen des Geistes wie zu Hause. So schreibe ich diese Blätter, wo es mir einfällt, bald am Wirthstische, bald auf der Wiese im Schatten eines Ahorns, und mein kleiner rothhaariger Begleiter wedelt immer besonders freundlich, wenn ich das Heft hervornehme und die von selbst sich mit Tinte versorgende Journalistenfeder, — (ein ganz empfehlenswerthes englisches Fabrikat); denn dann weiß

er, daß er einige Zeit ausruhen darf. Er ist nicht ganz glücklich auf dieser Wanderung; er stellt je länger desto mehr das Volk Israel dar, das sich nach den Fleischtöpfen Egyptens zurücksehnte. Von Mose heißt es, er sei je und je nicht beredt gewesen; aber auch sein beredter Bruder Aaron würde in meinem Falle nichts ausgerichtet haben. Umsonst suche ich mein „Bieherl“ zu begeistern für die Walliser Berge; ihn läßt das alles kalt. Seine einzige Freude sind die lokalen Gerüchelein in jedem neuen fremden Dorfe. So schnuppert er sich durch die halbe Schweiz; und hätte er nicht da und dort ein Eichhorn aufzujagen oder eine Katze über drei Felder zu verfolgen, so wäre das Mancherlei dieser Reise für ihn nur das Einerlei des immer gleichen Heimwehs nach dem runden Körbchen, in dem er zu Hause zu schlafen pflegt. Es ist ja freilich auch ein ander Ding, zu führen oder bloß unwissend geführt zu werden! Darum nehme ich dem kleinen rothen Schnauzer seine gelegentliche Profanüchternheit nicht übel und wandern wir selbender weiter als gute Kameraden.

8

Heute liegt mir eine Ehrenrettung am Herzen. Es handelt sich um den von Bädeler und Andern arg verläumdeten Sanetschpaß, der als lang, anstrengend und wenig lohnend bezeichnet wird. Lang ist er, zehn Stunden von Osteig bis Sitten, doch ist der Rawyl noch etwas länger; anstrengend — nun anstrengend ist doch jeder der in's Wallis führenden Pässe. Sich anzustrengen gehört auch zum Begriff einer Alpenpassage. Aber wenig lohnend — das ist eine Anklage, gegen die ich meinen Sanetsch, von dem mir noch die Füße brennen, in Schutz nehmen muß.

Schon das herrliche Osteig in dem großartigen Bergkessel mit dem prächtigen Wasserfall über den Tannenwäldern ist einer der schönsten Ausgangspunkte eines Passes, und ich begreife das nette ita-

lienische Hochzeitspärdchen, das dort im Wirthshause zum Bären (als einzige bleibende Gäste) einige Flitterwochen zubringen will. Nach zwei- bis dreistündigem Steigen hat man eine allerdings öde Hochebene erreicht, auf der noch Mitte Juli ziemlich viel Schnee lag. Aber eine Ebene ist nach anstrengendem Steigen an und für sich eine schöne Gegend. Auch rauschen viele muntere Bäche durch diese Ebene, wo am 13. August 1882 die Walliser gemeinsam mit den bernischen Grenznachbarn ein von 600 Menschen besuchtes alpines Schützenfest abhielten.

Hat man diese Ebene durchschritten und nochmals eine kleine Steigung überwunden, so liegt das jenseitige Wallis mit seinem ganzen Schnee- und Gletscherpanorama uns gegenüber, das freundliche, sonnenwarme Rhonethal uns zu Füßen. Diese Aussicht rühmt selbst Bädeder als eine überraschend schöne. Das Beste aber kommt noch, das Niedersteigen in's Rhonethal. Sehr bald ist man in der Tannenregion angelangt und geht nun durch herrliche Wälder, hart zur Seite sprudelnder Gebirgsbäche, trinkt aus erquickenden Quellen und kommt endlich zu einer Stelle, wo der Saumpfad allerdings an brennend heißen Schiefer- und Kalkwänden sich hinzieht, dafür aber, hoch über den schauerlichsten Abgründen hinleitend, auch alle die romantischen Reize hat, die man von einem südlichen Alpenpasse nur verlangen kann. In der Tiefe schäumt durch eine schwarze Felsenkluft milchweiß der Bergstrom (die Morgue); sein Rauschen und Gurgeln tönt herauf aus den von Wasserstaub dampfenden Schlünden der Tiefe. Ueber die Klust neigen sich Tannen und Arven und Ahorn; wilde Tauben fliegen über die Tiefe weg. Eine ächte Salvator Rosa-Landschaft! Je weiter hinab man kommt, desto würziger wird die Luft vom Aroma der harzigen Waldbäume, die in der Sonne ihre Düste aushauchen. Nichts Wonniigeres als diese warmen Coniferen und der Wohlgeruch, den sie verstreuen. Nun hört man auch schon die Cicaden schrillen mit jenem stärkeren Ton, den diese unermüdblichen Sängers-

innen im Süden haben. Jetzt, bei einer plötzlichen Biegung um die Felsencke, steht da eine Kapelle, schattige Nußbäume neigen sich über den Abgrund, ein plätscherndes Bächlein fließt darunter hin. Hier lege dich hin, Wanderer, und blicke bergan oder thalwärts: überall reine malerische Schönheit! Vielleicht siehst du nicht so viele Alpenspitzen, als ein Alpenspitzenerklärungsmensch braucht, um von Naturgenuß sprechen zu können; doch lugen zehn bis zwölf Schnee- und Eiskuppen von drüben herüber. Die Hauptsache aber, das ist die ungeheure Walbschlucht, die sich in die Ebene hinauswirft mit den reich bewaldeten Bergesrücken, von denen sie eingefast ist; dann die Thalebene selbst im gewaltigen Sonnenlichte des Südens. Ja, was will man denn mehr von einem Passe, als solche malerische Ausichten? Veiläufig bemerkt — die Gemmi hat im südlichen Abstieg nichts, das von malerischem Standpunkt sich mit diesen Schönheiten messen könnte, deren Charakter vielleicht mehr an die Pyrenäen erinnert, wenigstens nach Bildern zu urtheilen, die man zuweilen von den schönsten Punkten der spanischen Alpen sieht. Die vielen Maulthiere, die diesen Saumpfad beleben, passen zu dem Ganzen, und wenn vollends Landleute sich bei der erwähnten Kapelle auf die Knie niederwerfen und ihren Rosenkranz beten, bevor sie sich den Schrecknissen des wilden Gebirges anvertrauen, so fühlt man sich wirklich in's „alte romantische Land“ versetzt.

Ich bin also, wie der Leser sieht, sehr erbaut von meinem Spaziergange über den Sanetsch. Was ich aber nicht verschweigen will, das ist die stellenweise schlechte Beschaffenheit des Weges. Besonders auf der erwähnten Hochebene muß man manchen salto mortale über die Bergbäche wagen, wo doch eine kleine Brücke sich leicht anbringen ließe. In diesem Sommer baut ein Bürger von Sitten auf dem Sanetsch in prächtigster Lage einen Gasthof. Soll das Unternehmen Glück haben, so müssen vor allen Dingen einige Stellen des Weges verbessert werden. Angenehm ist ein

solcher Gasthof dort oben gewiß jedem Reisenden; denn auf dem ganzen langen Wege von Gsteig bis Sitten gibt es dermalen noch kein Wirthshaus.

Da soeben die Walliser daran waren, ihr Vieh auf die Höhe zu treiben, begegnete ich ganzen Haushaltungen, die auf den Maulthieren und auf den gesattelten Ochsen dahengeritten kamen, das Kleinvieh und die Kühe vor sich hertreibend. Sie gehen mit dem Vieh nicht human um, diese Walliser; die Völker mit romanischem Blute in den Athern sind in diesem Stücke doch alle dieselben Barbaren. Ich sah ein Schaf, dem beide Augen mit Steinen ausgeworfen waren, weil das Thier unfolgsam und störrisch gewesen sei. Eine Ziege, die das Bein gebrochen hatte, mußte gleichwohl auf drei Beinen mühsam und höchst elendiglich den beschwerlichen Weg hinaufgehen. Mein gutmüthiger Führer aus Gsteig, der mir bis auf die Passhöhe den Reisesack trug — nachher ging ich allein weiter — äußerte unverhohlen seinen Abscheu gegen eine solche inhumane Behandlung der Thiere. Er erzählte mir auch, er habe zuweilen drei bis vier erfrorene Lämmer auf dem Saumpfade liegen sehen; aus Schwäche waren die noch zu jungen Thiere zurückgeblieben. Ein bernischer Hirte würde sie getragen haben, der Walliser Hirte ließ sie zu Grunde gehen. 15 Ets., das ist der freilich sehr geringe Jahrlohn, den der Hirte vom einzelnen Stück seiner gewöhnlich 500 bis 600 Schafe zählenden Heerde hat. Die Kühe werden von den Wallisern ebenfalls grausam behandelt, geschlagen, bis sie niederstürzen und dergleichen. Mich freute bei dem Unangenehmen dieser Mittheilungen nur die herzliche Entrüstung meines bernischen Führers; ein kräftiger junger Mann, frei von Sentimentalität, ein echtes Kind der Natur, unwüchsig und dabei doch harmherzig — das ist eine Erscheinung, die an sich gefällt und die zu Gunsten der Rasse spricht, der sie angehört.

Sitten ist vielleicht im Winter eine angenehme kleine Stadt, im Sommer gewiß nicht, am wenigsten für Denjenigen, der eben noch die frische, kühle Luft eines Alpenpasses geathmet hat und nun in diesen Dörrosen hineingeräth. Schon Morgens 9 Uhr 34 Grad im Schatten, die Steinplatten Mittags so heiß, daß der Hund sich fürchtet, die Pfoten fest aufzusetzen, das ist eine Temperatur, die man allenfalls ertragen könnte, wenn man mit kalten Bädern, Eis und gut ventilirten hohen Sälen dagegen anzukämpfen in der Lage wäre. In Sitten aber gibt es keine kalten Flußbäder; fragt man, ob irgendwo eine Doucheeinrichtung sei, so wird man kaum verstanden, schließlich erfährt man: „Ah! Vous cherchez un bain de propreté? Vous trouverez ça à l'hôpital.“ Ich ging also in's Spital, nicht ohne ein gewisses Grauen, zugleich aber mit der stillen Hoffnung, daselbst moderne Badeeinrichtungen anzutreffen, wie sie etwa ein jüngerer Badearzt dürfte angeordnet haben. Eitle Hoffnung! Die primitivsten Badekästen der Welt, von Douche keine Ahnung; dafür aber sind es barmherzige Schwestern in ungeheuren weißen Hauben, die dem BADEETABLISSEMENT vorstehen, das wirklich außer den Bedürfnissen des Spitals auch denen der ganzen Stadt dienen muß. Wie mit den Bädern, so ist's auch mit andern Dingen; Gefrorenes ist nicht zu bekommen, Cigarretten findet man endlich in einem Quincailleriegeschäft, nachdem man in fünf Tabakläden umsonst darnach gefragt hat. Bei Tisch wird man auch im besten Hotel von den Fliegen fast aufgefressen, und der Gestank, der das Haus und die Gassen erfüllt, steht hinter den Gerüchen der schlimmsten Gegend Neapels schwerlich zurück. Hübsch sind die großen schattigen Baumgänge, die Sitten von drei Seiten einfassen; dort mag man sich nach Sonnenuntergang etwas ergehen; im Uebrigen ist der Fremde in Sitten fast ohne alle Ressourcen der Unterhaltung, es sei denn,

er stelle auf Schritt und Tritt Volksstudien an und beobachte z. B., unter welchen durchsichtigen Vorwänden manche Einwohner der Stadt müßiggängerisch die Zeit todt schlagen. Ein gefangener junger Fuchs konnte einen Nachmittag lang die ganze Straße vom Arbeiten abhalten, und die vielen Kaufläden, in denen man selten bekommt, was man sucht, sind wohl nur eine das Gewissen ihrer Eigenthümer beruhigende Vorpiegelung, als seien sie thätig und nützlich, indem sie den Laden hüten. Indessen macht Sitten in diesem letztern Punkte keine Ausnahme; in wie vielen kleinen Schweizerstädten findet man genau dieselben Verhältnisse!

10.

Aus der Hitze rettete ich mich in die Kälte, aus Sitten nach Evolena, oben im Val d'Herens. In fünf bis sechs Stunden erreicht man diesen alpinen Kurort und athmet schon unterwegs die herrlichste, frischeste Luft ein. Leider verhüllte dichter Nebel die Gegend am Vormittage, und nach meiner Ankunft in Evolena brach ein Gewitter mit Regen los, das manchen Andern trübselig gestimmt hätte. Aber ich bin schon zufrieden, nicht mehr im Ofen unten braten oder kochen zu müssen. Es ist wahr, es regnet in Strömen, aber durch's Fenster dringt die balsamische Luft der kühlen Alpenweiden. Weniger beglückt es mich, daß sechs Engländerinnen am Klavier für morgen — heute ist Samstag — ihre kirchliche Vitanei einüben. Es gibt doch kaum etwas Abscheulicheres, als wenn die Religion, die in der Stille keuscher Seelen als verborgene Blume gedeihen sollte, gesellschaftlich aufdringliche Formen annimmt. Und wie geschmacklos klingt dieser Cantus der sechs talentlosen, durch und durch unmusikalischen Engländerinnen! Oft singen sie auf einen einzigen Ton zwanzig bis dreißig Silben, die gleichsam in sittenlosem Durcheinander wildester Wortüberstürzung die Treppe heruntergepurzelt kommen und sich überfugeln,

bis sie auf der langgezogenen Note ihre Matraße zum Ausruhen finden.

Pfui! sage ich von ganzem Herzen zu diesem englischen Musik- und Gesellschaftschristenthum, das nicht viel anderes ist als gestärkte Wäsche, steife Unterröcke, die man auf den Sonntag hervorholt. Aber ihr sollt mir die gute Laune nicht verderben, ihr krähenden Missethäter! Ich tröste mich mit der Heilsarmee, mit dieser gefährlichen Karkassatur eures ganzen Kirchenthums. Wie in der Natur zu jedem Geschöpfe auch das andere gesetzt ist, das jenes auffrisht, so scheint mir die Reklame schon thätig zu sein, die durch ihre augenfälligen Uebertreibungen dem ganzen Pietismus und den ihm verwandten Richtungen noch den Tod bringen wird. Ich traf noch neulich in Bern nach Beendigung einer Veststunde einen jungen Mann, der tänzelnden Schrittes, das Gesangbuch in der Hand, aus eben dieser Veststunde kam und laut auf der Straße vor sich her sang: . . . „Denn Christus starb für mich! denn Christus starb für mich!“ — Diese Worte in raschem Tempo und nach einer mittelmäßigen Tengel-Tangelmelodie. Die Erscheinung frappirte mich anfänglich; es lag ein so merkwürdiger Gegensatz in der von Jugendkraft strotzenden Gestalt des betreffenden jungen Mannes und in den Worten, die doch auf größte Unselbständigkeit und Abhängigkeit von einem Andern hindeuten; dann lag wieder ein großer Gegensatz in dem relativen Ernst der Worte und in der frivolen Melodie, auch in der fast leichtfertigen Weise, wie der junge Mann dieselbe seinem elastischen Schritte anpaßte. Schließlich aber sagte ich mir, alle diese extravaganten Erscheinungen des modernen pietistischen Christenthums seien genau so aufzufassen, wie die deutschen Soldaten jeweilen das Knattern der französischen Mitrailleusen auffaßten. „Es wurde uns immer leichter“, sagte mir ein preussischer Hauptmann, der viele Schlachten mitgekämpft, „wenn wir das scharfe Knattern der Mitrailleusen hörten, denn dann wußten wir, daß die Franzosen ihren letzten Trumpf ausspielten.“

Einen ganz andern Eindruck als die Engländerinnen mit ihren Hymnen machte mir heute, am Sonntag, die Kirchlichkeit der Eingebornen dieser Gegend. Schon von acht Uhr Morgens an, als endlich die Sonne siegreich das Nebelgewölk durchbrochen hatte, langten von allen Seiten auf kleinen Wiesenpfaden die rings umher zerstreut wohnenden Landleute mit ihren Familien in Evolena an, das der Hauptort des Thales ist. Es war ein merkwürdiger Anblick, dieser Kirchgang, vielmehr Kirchritt; denn die wenigsten Leute gingen zu Fuß. Meistens saßen sie auf Maulthieren, so daß nach und nach wohl gegen hundert Maulthiere in der Nähe der Kirche sich zusammenfanden. Besonders die Frauen thronten auf hohem Sattel; Einzelne hatten den Säugling an der Brust. Oft ritten auf demselben Thier die Großmutter und die Enkelin. Offenbar blieb möglichst Niemand zu Hause, so daß man um neun Uhr, als endlich der Gottesdienst begann und der Kirchhof von den eintretenden Kirchgängern wimmelte, wohl den Chor aus der „Weißen Dame“ hätte zeitgemäß finden können: „Die Bergbewohner sind vereint, die Bergbewohner sind vereint“ u. s. w. in *infinitum*. Diese guten Landleute begaben sich, bevor sie das Gotteshaus betraten, in eine besondere Tracht, indem die Frauen über ihre Hüte ein nonnenartiges Kopfstuch warfen, während die meisten Männer sich in weiße Hemden mit Kapuzen hüllten; aus letzteren blickten die härtigen Gesichter ziemlich grimmig hervor. Die Kirche war gesteckt voller Leute und ich bewunderte auf's Neue die weisen kirchlichen Einrichtungen des Katholizismus, als der Weihrauchdunst sich verbreitete und den unangenehmen Dunst deckte, der sonst in Dorfkirchen den Besuchern so beschwerlich fällt. Und nun wurde das Hochamt celebrirt mit all dem Pomp, der in so frappanter Weise an die buddhistischen Ceremonien erinnern soll und allerdings wohl diesen einfachen Leuten den nachhaltigsten Ein-

druck machen muß. Hier haben sie auf einmal Concert und Theater und Religion dazu und — wohlgerückt! nicht in den extravaganten würdelosen Formen moderner Heilsarmeechristen, sondern in den uralten, fein ausgefönnenen Formen der römischen Kirche, die ja immer darauf aus war, ihre Einrichtungen gemäß den Bedürfnissen des Volkes, des Naturmenschen zu berechnen. Die Predigt, die der noch sehr junge Geistliche hielt, war allerdings herzlich schlecht, ein rechtes Priesterjeminarnphrasengeklingel, ganz über die Köpfe solcher einfacher Bauerleute hinweg gesprochen und nicht einmal oratorisch mit Feuer vorgetragen. Aber es gab auch Niemand sonderlich auf den seichten Schwärzer Acht. Alle fühlten, daß das Mysterium der Messe die Hauptsache sei; da war denn auch die Andacht eine tiefe, außerordentliche. Der ganze Gottesdienst dauerte wohl drei volle Stunden; natürlich! die Leute, die von so weit herkommen, wollen Sonntags auch was Rechtes haben an ihrem Kirchgang, etwas, das den strengen Arbeiten der sechs Wochentage und der Bergeinsamkeit auf den öden Alpenweiden ein ideales Gegengewicht biete.

Sehr hübsch ist es zu sehen, wie dann nach dem Gottesdienste die Leutchen einander auffuchen, Bekanntschaften erneuern oder anknüpfen, wichtige Familienangelegenheiten erledigen und meistens in großer Herzlichkeit mit einander verkehren. Die Scenen, die man da sieht, erinnern an Björnson's norwegische Novellen, in denen ja auch der Kirchgang und die an denselben sich knüpfenden Liebesverhältnisse und Verlobungen eine Hauptrolle spielen. Hier in Evolena bleiben nach dem Gottesdienste die jungen Mädchen eine Weile oben auf dem Kirchhofe stehen, während ein paar Fuß unterhalb die jungen Bursche in der Straße sich ansammeln, flüchtig emporsehen, vorüber spazieren, wieder emporsehen und gewiß genau wissen, wem sie ihre Blicke zuwenden. Die Mädchen sind im Allgemeinen nicht so hübsch wie im Emmenthal oder im Berner Oberland; das gar so rauhe Leben in diesen Bergwildnissen trägt ver-

muthlich dazu bei, daß ihre Gestalten und Gesichtszüge etwas männlich Verbes aufweisen, was dann durch die Tracht, den Männerhut und einen braunen grobwoollenen Winterock, noch mehr hervortritt. Einzelne feine Gesichter gibt es jedoch auch hier und bescheidene Wohlstandigkeit ist fast Allen gemein.

Großen Erfolg hatte mein vierfüßiger kleiner Begleiter bei diesen „vereinten Bergbewohnern“. Es scheint, daß in dieser Gegend gar keine Hunde gehalten werden; daher wurde meinem Rothhaarigen die allgemeinste Aufmerksamkeit zu Theil. Größere Gruppen bildeten sich, um das fremdartige Thier recht anzusehen; es gab Leute, Erwachsene und Kinder, die wohl fünf Minuten lang keine Bewegung des Hündchens aus den Augen verloren. Nach und nach machten es die kleinern Kinder wie die Wilden; nachdem sie das seltene Geschöpf lange genug stumm angestarrt hatten, wollten sie ein bißchen probiren, wie es sich wohl benehmen werde, wenn man es „einigermaßen behandle“. Also ergriffen sie Steine und rückten mit denselben dem kleinen Burschen in sehr bedrohlicher Weise auf den Leib, so daß ich zuletzt, dem Frieden zu Liebe, den Platz räumen mußte.

Das kleine schmutzige Dorf gewährt so um die Mittagsstunde am Sonntag ein recht belebtes Bild. Ueberall stehen und liegen in den kleinen schmalen Dorfgäßchen die Maulthiere herum, darunter einige recht schöne, stattliche Reitthiere. Auf dem Platze bei der Kirche wimmelt es von Landleuten, die ihr von Hause mitgebrachtes Mittagsbrod da und dort im Freien sitzend verzehren; Andere sind eingeladen, bei besfreundeten oder verwandten Familien zu essen. Junge Mütter sitzen auf dem Kirchhofe zwischen Grabkreuzen und geben dem Säugling die Brust; Mädchen kaufen ihrem Schatz beim Krämer eine Kleinigkeit, dafür traktirt er sie mit Wein oder erwidert das Geschenk mit einem ähnlichen. Auch ein Vertreter der öffentlichen Ordnung macht sich im Volkshaufen durch seine rothen Spauletten bemerkbar. Dabei geht es still her; hie

und da schreit ein Maulesel auf, der seinen Bekannten grüßen will, aber die Leute selbst verkehren unter einander in geräuschloser Weise, heiter, aber in keiner Weise ausgelassen oder lärmend. Die ernste Landschaft, die mannigfachen Entbehrungen und Gefahren des rauhen Lebens im Gebirge haben diesen Männern und Frauen einen fast schwermüthigen Zug verliehen, den nur selten ein Lächeln erhellt. Was die Gefahren des Gebirgslebens betrifft, so liefert gleich der Berg hinter dem Gasthause einen Beweis, daß solche vorhanden sind. Durch den gestrigen Regen sind manche Steine locker geworden und von Zeit zu Zeit stürzen größere Blöcke oft mit bedeutendem Krachen zu Thal. Die Wiese unterhalb der Schutthalde ist mit vielen solcher Felsstrümmen bedeckt. Wie es nun vollends im Winter hier aussehen mag und wie die Schneeeinöde, die alsdann rings umher sich verbreitet, auf das Gemüth der Bewohner wirken muß, das kann man sich kaum vorstellen; aber den ernsten Zug im Gesicht und im Wesen der Bewohner wird man begreifen. Eine Malerin hat hier begonnen, Kopfstudien zu zeichnen und auch in Farben auszuführen; das halbe Dorf sieht ihr zu, wie sie eine alte Frau in der Kirchenhaube abconterseht. Das Gesicht der Greisin ist alt auch in dem Sinne, daß es gar nicht unserem Jahrhundert anzugehören scheint, sondern, wie so viele Physiognomieen in dieser Gegend, dem finstersten Mittelalter. Wir fremden Besucher und der gut geführte Gasthof sind hier eigentlich ein Anachronismus und wir dürfen recht zufrieden sein, wenn uns der Berggeist nicht in plötzlichem Zorngrimm wegsegt.

12.

Wäre ich Botaniker, so müßte ich dem Blumenflor Evolena's — ich spreche unbillig von den wirklichen blühenden Alpenwiesen, nicht etwa von den Engländerinnen im Gasthof — ein besonderes Kapitel widmen. In der That ist mir außer etwa noch auf der

Engstlenalp im Berner Oberland eine solche Fülle schöner und seltener Blumen gar nicht vorgekommen, und hier in Evolena macht dann noch die südlichere Lage des Thals, daß die schönsten Exemplare der Thalsflora hoch hinauf an den Bergen gedeihen neben den eigentlichen Alpenblumen. Reichen doch sogar fast dicht an den Gletscher von Fer Pecl einzelne Kornfelder, freilich dünn und durchsichtig wie der Haarnwuchs eines ältern Herrn, aber durchzogen von den feurigen Mohnblüthen und den blauen Kornblumen; so ist auch der Baarnwuchs noch in großer Höhe ein das Auge durch dichte Laubkronen erfreuender. Es ist mir hier begegnet, daß ich wie ein junges Mädchen mir einen Blumenstrauß zusammensuchte und im Nu ein mächtiges Bouquet in der Hand hielt, obgleich ich von jeder Art nur eine Blume dazu nahm. Das war auf den Hügeln bei den Semnhütten von Forclaz, wo die Dent Blanche-Pyramide so gewaltig, ja schrecklich vor Einem steht; unsere Niesen-Pyramide scheint ein unschuldiger Backfisch gegen diese Riesin. Und unterhalb des Gigantenzahns ziehen sich die blendenden Schnee- und Eismassen thalabwärts, der Fer Pecl-Gletscher gleich einem im Sturze gefrorenen Wasserfalle. Rechts öffnet Val d'Arolla den Einblick in die kalten Schönheiten des Mont Collon. Jener Sonntag-Nachmittag auf diesen Hügeln wird mir unvergesslich bleiben; ein zwölfjähriges Bauernmädchen ließ sich's nicht nehmen, mich immer weiter, von einer Aussicht zur andern, von einem Felsen zum nächsten Felsen zu führen. Dabei erzählte sie mir, sie besuche auch die Schule und der Vater habe es gern, daß sie dort singen lerne und lesen; auf das Schreiben aber gebe er nicht viel. Gleichwohl kann sie schreiben und hat ihren Namen mir niedergeschrieben: „Marf“; sie behauptet, es sei ihr Vorname, mit dem sie Jedermann rufe.

Merkwürdig schien mir, wie ruhig, aber auch in welcher schilfrothenhaften Lethargie hier die Landleute ihren Sonntag hinbringen. Ueberall bei den Gehöften oder hinter den Dörfchen sieht man sie

duzendweise hingestreckt auf dem weichen Rasen liegen und zwar starren sie bei diesem dolce far niente nicht etwa wie der Italiener in den sprichwörtlich blauen Himmel, aus dem einfachen Grunde, weil sie alle auf dem Bauche liegen und das Gesicht in der Armbiegung verstecken. Nur unten bei Evolena sah ich eine etwas lebhaftere Scene, die gewiß der Verfasserin der „Geyer-Wally“ großes Vergnügen bereitet hätte. Ein Mädchen von etwa neunzehn Jahren war von drei oder vier jungen Burschen derb geneckt worden. Plötzlich machte sie sich an den Zubringlichsten, faßte ihn mitten um den Leib, begann mit ihm zu ringen und warf ihn nach wenigen Sekunden regelrecht auf den Rücken, wobei sie jedoch selbst zu Fall kam. Es gelang ihm aber nicht, wie er wollte, sie festzuhalten, sondern sie machte sich mit raschem Ruck von ihm los, sprang auf, glättete ihren braunen dicken Rock und sah nach dieser Kraftäußerung doch auch etwas verschämt vor sich nieder, sagte ein paar Worte des Vorwurfs zu den Burschen und ging hierauf ihrer Wege. Zufälliger Weise war diese Brunhilde das hübscheste Mädchen, das ich hier oben gesehen, und von sanften, lieblichen Zügen.

13.

Rauher Sturmwind, Nebelmassen, hie und da auch Regengüsse segten über das Thal am folgenden Morgen und bestimmten mich, statt über den Bergpaß du Torrent weiterzuziehen, den bequemeren Weg thalabwärts gegen Sitten einzuschlagen. Ein freundlicher Franzose gab mir noch ein Stück Weges das Geleite, dann schlug er sich seitwärts einen Felsenpfad empor, um eine Kapelle zu zeichnen, falls der Frost es ihm erlaubte. Denn es war empfindlich kalt. Ich und der Bierbeinige wanderten aber in bester Stimmung und in schnellstem Tempo bergabwärts, ohne uns viel zu bekümmern um das Sausen des Windes und den klatschenden Regen. Wir halten's beide auf Reisen nicht lange am gleichen Orte aus; Veränderung, vorwärts! Das ist's, was uns beglückt.

Freilich, wohin wir heute noch gelangen würden, das wußte ich so wenig wie mein Hund. Jedenfalls nicht nach Sitten. Denn die Rhone hatte schon in der Nacht vom Samstag auf Sonntag die Brücke zur Hälfte weggerissen und Evolena blieb ohne Postverbindung. Auch unterhalb Weigne, dort, wo jene wie von Geisterhänden gebauten zackigen Sandsteinpyramiden mit den seltsamen Basaltköpfen stehen, Reste einer großartigen Erosion, trafen wir ebenfalls auf eine vom Wildwasser fortgerissene Brücke, die zur Hälfte in der Tiefe, jedoch so lag, daß ein Fußgänger es wagen durfte, sie zu überschreiten. Born nun, wo man in's Rhonethal hinabzieht, bot sich ein wirklich bedenklicher Anblick dar; zu beiden Seiten war der Fluß ausgetreten, weite Felder standen unter Wasser, auch die Landstraße, die über Bramois thalauwärts führt. Da ich in's Oberwallis zu gehen beabsichtigte, hielt ich mich auf den Höhen oberhalb Bramois und spähte, wo eine Brücke sich zeige, die mich hinüber zu der nächsten Eisenbahnstation zu bringen vermöchte. Die Brücke von Bramois war ungangbar; denn zwischen dem hierseitigen Brückenkopfe und der Ortschaft wälzte sich ein wilder, gelber Fluthstrom. Wohl zweihundert Arbeiter, Männer und Frauen, saßen dort in Reihen auf einem Hügel des Ufers und beriethen sich, was zu thun sei, um den Fluthen zu wehren. Ich hatte nicht Zeit, das Resultat dieser ernsthaften Volksversammlung abzuwarten, sondern eilte vorwärts, da ich in der Ferne, gegen Siders zu, noch eine Brücke zu erkennen vermochte, die nicht überschwemmt schien. Es war die Brücke von Granges; dieselbe ist ohne Pfeiler gebaut, von Eisen und frei über den Fluß gelegt. Darum hielt sie. Kaum war ich hinüber und bei der Station angekommen, so kam auch der Fünf-Uhr-Nachmittagszug von Sitten her. Ich stieg ohne Billet ein, da sich der etwas beschränkte Stationsvorsteher weigerte, ein Billet zu geben; denn die Bahn gegen Siders zu sei unterbrochen, die Reisenden würden eine Strecke weit durch requirirte Fuhrwerke der Landleute befördert und da

könne er nun doch nicht für eine so kostspielige Weiterbeförderung ein gewöhnliches Billet ausstellen, das z. B. bis Siders nur 40 Cts. kosten würde. Daß die Bahngesellschaft die Reisenden auf ihre Kosten weiterbefördere und man daher die regelmäßigen Billete ganz wohl ausstellen könne, begriff dieser Gute nicht, dem die Hochfluth offenbar den Verstand unter Wasser gesetzt hatte. Natürlich gab mir (übrigens erst gegen Ende der Fahrt) im Bahnzug der Conducteur das nothwendige Billet zu den gewöhnlichen Fahrpreisen.

In der That mußte der Zug schon wenige Kilometer hinter Granges halten und eine endlose Reihe von Bauernwägelchen nahm die Reisenden auf; denn hier stand der Bahnkörper nicht bloß im Wasser, sondern an einer Stelle sah man sogar eine sehr heftige Strömung, die alle Erde von den Eisenbahnschwellen weggeführt und den Schienenstrang zerrissen hatte. Sachverständige urtheilten, der Schaden dürfte wohl in acht Tagen kaum gründlich ausgebeßert sein. Kurz vor Sierre hielt wieder ein Eisenbahnzug, der uns von den harten Wägelchen erlöste und weiter in's Thal hinauf brachte.

Ich fuhr und fuhr, — immer noch ohne Billet, — ohne recht zu wissen, wo ich aussteigen möchte. Ein schneidender Wind pfiß; die Berge waren tief verhüllt. Ich hatte zuerst gedacht, in Visp auszusteigen und andern Tages mich Zermatt zuzuwenden. Aber was hatte ich von Zermatt und seinen Eisgefilden bei solchem Wetter? So ließ ich mir endlich vom Conducteur ein Billet bis Brieg geben, der Ausgangsstation des Simplonpasses. Da es sicher ist, daß Davos in Graubünden das Endziel meiner Reise vorstellen soll, wo ich liebe, mir nahestehende Perjonen zu besuchen habe, — ist es da nicht am gescheitesten, den schönen Simplonpaß zu benutzen und durch Domo d'Ossola, weiter über Como, Chiavenna, Vergell, Maloja, Engadin und Flüela in jenes Idyll

einzudringen, das meiner in Davos wartet? Sehen wir, wie sich das Wetter gestaltet. Inzwischen ist Brieg eine Ortschaft so recht nach meinem Sinn, und der Gasthof, trotz dem fast abschreckenden Namen „Hotel d'Angleterre“ einer der gemüthlichsten und besten, die ich überhaupt kenne. Schon weist hier Alles auf Italien: die gewaltigen breiten eisernen Betten, das hohe Kaminsims, die aufmerksame, achtungsvolle Bedienung, die gute Küche. Das Städtchen selbst mit seinen großen steinernen Gebäuden mit den vielen Balkonen und dem stattlichen Schlosse der Herren von Stockalper, von dessen vier Thürmen große Eisenblechfugeln ganz fremdartig herabschauen, macht einen sehr freundlichen Eindruck, und durch die Straßen weht die energische Luft der nahen Gletscher (Metzsch u. a.). Eben geht ein Ausstrommler durch die Straßen. Horch, was er zu sagen hat, als der Wirbel schweigt: „Es ischt in der Bierbrauerei X** eine Dame angelangt, welche allerlei Artikel zu verkaufen hat, besonders Ohrringe, Fingerringe und Dergleichen billig. Wer Lust zu kaufen hat, soll sich dajelbst ein befinden“ (sic). Trommelschlag, weiter um ein paar Häuser! Nun wissen die galanten Herren von Brieg, welchen guten Vorwand sie haben, in der Bierbrauerei ein gedeihliches Glas zu trinken; ihre Frauen und Töchter haben dem Ausrufer ziemlich lange Hälse aus allen Fenstern zugestreckt und da und dort sind ein paar Muschelohrchen sichtbar geworden, die wohl zweier goldener Reislein werth wären.

14.

Es ist doch immer erfreulich, wenn man unter so vielen tausend Köpfen, die nach der Schablone denken, auf einen Einzelnen trifft, der eine ganz originelle Art hat, seine Schlüsse zu ziehen. Stand ich da oben bei einer Kirche, die dem großen Stockalper'schen Balaste gegenüberliegt, gesellte sich zu mir ein ältlicher deutschsprechender Mann, sah aber eher aus wie ein Italiener und

erzählte mir zunächst auf mein Befragen, ob man das Innere des interessanten Niesenbaues wohl besuchen dürfte, daß der Palast seit drei Jahren von der Familie an die Benediktiner der Grande Chartreuse in Frankreich vermietet sei, damit er letzteren als eine Zuflucht diene, falls ihnen der Boden der freidenkerischen Republik zu heiß werden sollte. Wie es nun so geht, gab ein Wort das andere und der Fremde fühlte plötzlich das Bedürfniß, mir seine religiösen Ansichten auseinanderzusetzen. „Sehen Sie, mein Herr, „ich bin durchaus gottesgläubig, aber aus einem Grunde, der Ihnen vielleicht sehr unreligiös vorkommen wird.“ Ich war gespannt, den Grund zu hören, und mein Unbekannter, indem er sich an die Mauerbrüstung lehnte, fuhr folgendermaßen fort: „Ich sage es Ihnen frei heraus, daß ich die Einrichtung dieser Welt für sehr schlecht halte. Dabei meine ich nicht das, was die Menschen gemacht haben; das ist natürlich auch schlecht, aber da Alles nur unter großen Hindernissen zu Stande kommen konnte, so ist es wenigstens theilweise entschuldigt schlecht. Von einem nur mit mittelmäßigen Kräften ausgerüsteten Wesen kann ich nicht viel erwarten, und ich finde sogar, daß die meisten Menschen wie die Postpferde unseres Simplon das Mögliche leisten. Dumme, arme, aber im Ganzen gute Teufel sind die Menschen. Schauen Sie nur ringsum im Lande, wie sie sich an den schroffsten Bergwänden um ihr bißchen Leben abquälen oder im Thal mühselig dem Fluß ein Fleckchen Sumpfland abgewinnen, das er nächstens mit aller daran gewandten menschlichen Kultur wieder an sich reißt. Nämlich die Natur, will sagen die nicht vom Menschen geordnete Schöpfung, ist abscheulich, rücksichtslos, grausam, unmoralisch.“ — „Sie sind also Pessimist“, warf ich ein. Der Graubart beachtete diese Worte nicht, sondern fuhr fort: „Das ist's nun, was mich vor Atheismus bewahrt, diese üble Einrichtung der Welt. Bedenken Sie, mein Herr, wie schrecklich es wäre, wenn eine solche Misere keinen verantwortlichen Urheber hätte, dem ein empörtes Herz in Stunden

der Aufregung Vorwürfe machen kann! Unser Fall, in einer erbarmungslosen großen Maschinerie mitten drin zu stecken, als fühlendes Korn, das immerfort gerieben wird, — dieser unser Fall wäre ein viel verzweifelterer, wenn wir uns diese Maschinerie als etwas Seelenloses, Unzugängliches, Unpersönliches vorstellen müßten. Wer kann mit den Rädern einer Fabrik hadern um seine verstümmelte Hand? wer mit den eisernen Walzen um den gequetschten Fuß? Wenn ich aber bei dem Finkennest stehe und die elendiglich verhungerten Jungen herausnehme, die verhungern mußten, weil der Sperber aus berechtigtem Selbsterhaltungstrieb ihre geehrten Eltern gefressen hat; wenn ich den Staub im Sonnenbrand um mich zucken sehe von tausend kleinen Wesen, die meist als eine Plage der andern wenig Anderes vom Dasein gehabt haben, als ein oft langsames Sterben; wenn ich sehe, wie die Blutsauger, die großen Bremsen, die ohnehin schon unglücklichen Rosse des Postwagens bis auf die Höhe des Passes mit schrecklicher Hartnäckigkeit begleiten und den armen, edeln Thieren den schweren Dienst zur Hölle machen, — nun, dann reibe ich mir die Hände in dem tröstlichen Glauben, es lebe hinter all' dem Jemand, welcher der verantwortliche Herausgeber dieser Welt ist, dieser „besten der Welten“! Und so macht mich meine Einsicht in die Schlechtigkeit der Schöpfung religiös.“

Etwas erhitzt vom Sprechen, schwieg der Graubart. Ich nahm die Pause wahr und wagte die Bemerkung: „Blickt denn aber nicht auch durch dieses fast juristische Gottesbewußtsein, dem es eigentlich bloß um eine klagbare Persönlichkeit zu thun ist, hie und da der Wonnegedanke, der Schöpfer einer in der That nach vielen Seiten hin bedenklich eingerichteten Natur könnte sich noch dereinst glänzend rechtfertigen und jedes Leid bis in die letzte Zuckung eines gequälten Nervenatoms in eitel Freude verwandeln?“ Der Alte sah mich ernsthaft an und sprach: „Es bliebe immer der Vorwurf, warum Einer, der, — wie man ja glaubt, — die

Macht hätte, von Anfang an wohlzuthun, durch Millionen Jahre vielen Millionen Wesen zuerst unendlich weh gethan hätte, bevor er ihnen wohl thut. Und nur keine so rohen Vorstellungen von späterer Vergütung, wie Sie im Job lesen“ (der Alte sprach Job für Hiob); „dem Job nahm Gott seine erwachsenen Söhne und Töchter alle durch den Tod. Später gab er ihm die doppelte Zahl oder vielleicht noch mehr zur Vergütung. Aber — konnte Job füglich fragen, — ist das mein Franz, mein Gustav, mein blondes Gretchen, meine Hulda wieder, wenn er die neuen Kinder sah und der entrißenen frühern gedachte. Lächeln Sie nicht, mein Herr, ich bin so gebildet, daß ich wohl weiß, die Kinder Job's haben nicht christliche Taufnamen gehabt. Und die Sache geht mich an; denn ich habe ihrer vier begraben.“

Bei diesen Worten sank der Alte einen Augenblick in sich zusammen, dann richtete er sich plötzlich stramm in die Höhe, schaute mich aus noch hellen Augen scharf wie ein Falke an und wünschte mir, mit ganzer Wendung Abschied nehmend, einen guten Morgen. Ich sah ihm nach, wie er dahinschritt, und eilte nach meinem Gasthof zurück, um eine Unterhaltung aufzuschreiben, für die ich eigentlich weder nach Brieg, noch überhaupt in die Berge gereist bin.

15.

Nördlich von dem freundlichen Brieg, hoch oben in den Bergen und scheinbar an den schwindelerregenden Abgrund hinausgebaut, blickt auf den Wanderer ein Gasthof herab. Es ist Belle Alpe, berühmt durch die herrliche Aussicht und durch die Nähe des ungeheuren Aletschgletschers, über den man von hier nach dem Eggihorn gelangt. Sehnsüchtig blickte ich dort hinauf, aber es sollte mir nicht bestimmt sein, hinzugelangen. Dorn graue Wolkenmassen trieben von der Furka herunter durch's Rhonethal und verfinsterten den ganzen nördlichen Bergeßgrat so sehr, daß man

sich leicht vorstellen konnte, wie die Gäste von Belle Alp jetzt im dichtesten Nebel steckten. Inzwischen schaute vom Süden über den Simplon mit immer gleicher Treue ein großes blaues Auge herüber und schien zu sprechen: „Was säumst du so lange? Du bist ja doch in mich verliebt; so komm doch! Du weißt, mir kannst du trauen.“ Und gleichwohl ließ ich mich eines Morgens um fünf Uhr wecken mit dem bestimmten Gedanken, heute nach Belle Alp hinauf zu gehen. Eine Stunde später — stieg ich die Simplonstrasse empor und das große blaue Auge lachte schelmisch, während hinter mir die nördliche Bergkette neuerdings sich in Nebel einhüllte.

Ja, Stafia! du hast für mich deine Zauberkrast noch immer nicht verloren und leichter bin ich auf meiner ganzen Reise noch nicht dahingeschritten, — trotz dem schweren Tornister — als auf Napoleons berühmter Strasse. Am 29. Ventose des Jahres IX. (21. Februar 1801) gaben die französischen Konsuln das Dekret, wonach hier ein großartiger Alpenpaß zu schaffen sei. Denn der Sieger von Marengo hatte die schwierige Passage des großen St. Bernhard in zu frischem Andenken, um nicht eine bequemere Heerstrasse als dringendstes Bedürfnis zu empfinden. „Quand le canon pourra-t-il donc passer au Simplon?“ fragte er immer wieder den Baumeister mit jener Ungeduld, die einen Julius Cäsar im gebrechlichen Schifferkahn hinaustrieb auf die hohe See, um nach der erwarteten Flotte auszuschaun. Mit Recht hängt oben im Hospiz sein Bild, ein recht gutes Delgemälde, das Geschenk eines bonapartistisch gesinnten Franzosen. Nicht den Kaiser Napoleon stellt es dar, sondern den großen Feldherrn, den Consul und Diktator, den feurigen jungen Eroberer, der seiner Zeit — vor der Schlacht von Marengo — in die Cypresse auf Nola bella das Wort „Battaglia“ mit dem Messer einschchnitt.

Der Paß ist auf der Walliser Seite nirgends außerordentlich schön, aber fast überall malerisch. Tiefe Schluchten, schöne, dunkelgrüne Waldgebirge, Wasserfälle — das ist der Charakter bis in

jene Höhe, wo die Tannen aufhören und die Alpenrosen beginnen, die auf der Hochebene des Passes weite Flächen bedecken.

Bei einer plötzlichen Biegung des Weges bestund mein kleiner vierfüßiger Begleiter ein Abenteuer recht ehrenhaft. Was weiß ein Hund von den Visirinstrumenten eines Geometers, der soeben daran ist, — vielleicht für das Projekt der Simplonbahn? — die Straße zu vermessen. Aber mit Gewehren hat er schon zielen gesehen und erlebt, daß aus dem Rohr plötzlich der todtbringende, donnernde Schuß kracht. „Das gilt deinem Herrn“, dachte er offenbar, als wir uns auf einmal auf zwanzig Schritt Distanz einem Individuum gegenüberfanden, welches sein gelbes Rohr direkt auf meine Brust gerichtet hatte vom dreibeinigen Nesttschchen aus. Mit unglaublicher Wuth, wie ein kleiner Löwe, fuhr er gegen den vermeintlichen Straßenräuber los, einen jovialen Franzosen, der das Mißverständniß des Hundes sofort zu würdigen wußte und mir nicht kleine Komplimente machte über die Treue und den Muth des kleinen, tapfern Begleiters. Ohne Zweifel ist er mir manchmal in den Gasthöfen zur Last, besonders, wenn ihn die Dame des Hauses mit mißgünstigen Blicken betrachtet; aber solche kleine Intermezzi und dann das vergnügte Marschtempo, das er jeden Morgen auf's Neue anschlägt, das verständnißvolle Wedeln bei einem hübschen Schattenplätzchen, wo er mich zur kurzen Rast einladet, das lustige Baden, Trinken und Plätschern in jedem frischem Bächlein am Wege, endlich der treue Blick in meine Augen, das auf meinen Knien ruhende ehrliche haarige Hundes Gesicht — das Alles söhnt mich reichlich aus mit den kleinen Diffikultäten, die ein solcher Naturbursche da und dort verursacht.

Im Hospiz bei den Mönchen — einer Filiale der Bernhardiner — fehrte ich einen Augenblick aus bloßer Neugierde ein; natürlich zählt der Vergnügungsreisende reichlich, was er verzehrt, obichon ihm nichts abverlangt wird. Ein blutjunger Priester bediente mich, ein überirdisches Lächeln im Antlitz. Außer der

prächtigen Fagade des großen Gebäudes und außer dem schon erwähnten Bilde Napoleons ist mir indessen hier Nichts besonders bemerkenswerth vorgekommen. Auch das Hinuntersteigen nach dem Dorfe Simplon ist ohne Reiz. Ich übernachtete bei dem freundlichen Ehepaare, das im Hotel Fletschhorn gegen mäßige Preise seine Gastfreundschaft ausübt; die Kälte war hier so groß — es ging ein häßlicher Sturmwind bei hellem Himmel — daß mir trotz dem Kaminfeuer die Gedanken einfroren und ich zu einer Abendstunde das Bett aufsuchte, wo in der Ebene manchmal selbst Hühner noch munter sind. Schrecklich ist in diesem Gasthause bloß ein sehr gutes Harmonium, das natürlich von durchziehenden Wanderern, die hier rasch eine Erquickung nehmen, unter erschwerenden Umständen gespielt wird; Manche versuchen ihm einen Walzer abzuquetschen, Andere geben sich der religiösen Stimmung eines Chorals hin, wissen aber mit dem Expressivregister und dem Blasebalg nicht auszukommen und so entsteht bei den schreiend starken Tönen des unseligen Instrumentes selbst im besten Falle für die unfreiwilligen Zuhörer eine starke Tortur, die uns bedauern läßt, daß gerade damals keine Lawine vorrätig war, als dieser tönende Kasten mußte auf den hohen Berg geschleppt werden.

16.

Zu meinen schönsten Reiseerinnerungen zähle ich das Hinabsteigen vom Simplonpasse. Ich will nicht von den kunstvollen Galerien auf der Südseite des Berges reden, nicht von allen den Wasserfällen rechts und links, obschon einer dabei ist, der sanft und breit wie ein riesiges Silberband über die Fels hinabgleitet und unten an den Felsen eine natürliche Badewanne füllt, deren Diana und ihre Nymphen sich nicht zu schämen brauchten — wovon ich aber sprechen will, das ist die immer üppiger sich vordrängende Vegetation, die mehr und mehr der Landschaft zu dem alpinen Charakter die Reize südlicher Zonen verleiht. Schon stehen

Rußbäume, reiche Ernte verheißend, mitten in den Tannen, jetzt aber auch zahme Kastanienbäume, die bald zu ganzen Gehölzen und Wäldern sich verdichten. Und ein balsamischer Duft weht mir entgegen. Der Wein blüht; denn schon gedeihen hier Reben und auch im Grün der Wiesen treten üppige Formen hervor, die uns ein neues, schöneres Land verkünden. Es braucht dort den granitnen Grenzstein nicht; Florens Kinder haben es verkündigt aus tausend duftenden Kelchen, daß wir in Italien sind.

In Isella stehen ein paar artige Zollwächter; ich brauche den Sack nicht von der Schulter zu nehmen, sie sehen mir's an, daß ich nicht Schmuggels wegen diese Wanderung mache. Ich nehme ihn aber doch von der Schulter; denn hier ist ein herrliches Wirthshaus, ganz so, wie es in den Komödien Goldonis vorkommt. Auf den Speisesaal öffnen sich fünf oder sechs Zimmer, so daß fortwährend alle Bewohner des Hauses in dem gemeinsamen großen Raume an einander vorübergehen müssen und sich hier treffen können, bekanntlich die beste Einrichtung für einen Komödien-dichter, der auf Einheit des Ortes sieht und doch die verschiedensten Personen muß auftreten lassen. Und nun die höflichen Wirthsleute, die sich um den Gast mit einer scheinbaren Herzlichkeit bemühen, die wir bloß mittelst einer Verstandesoperation als scheinbar erkennen; denn im Augenblick für unser Gefühl ist sie ganz echt. Und der ängstliche Nordländer soll nur ja nicht glauben, er müsse diesen Aufwand von Höflichkeit und Achtung, der ihm hier entgegengebracht wird, besonders bezahlen. Ich habe in Isella ein halbes Huhn (*mezzo pollo*) und zwei prächtige heiße Würstchen verzehrt, dazu einen halben Liter Rothwein getrunken, Früchte und andern Dessert à discrétion — dafür habe ich zwei Franken bezahlt. Man würde mir wohl auch irgendwo im Berner Oberland so viel abgenommen haben, schwerlich aber mit so guten Manieren.

Nach einer so kräftigen Mahlzeit war das Wandern wieder eine rechte Lust. Und nun vermehrte jeder Schritt das Vergnügen.

Denn ich bin ja allerdings schönheitsdurstig und kann nicht genug trinken von herrlichen Ausblicken, wie sie jetzt rechts und links am Wege sich darboten. Das enge Thal war zu Ende. Größere Thäler, immer noch von ungeheuren Bergen eingeschlossen, dehnten sich, besonders zur Linken, aus, oder vielmehr es thürmten sich in solchen Thälern die Hügel allmählig terrassenförmig bis an die Spitzen der Berge hinan. Und da lagen nun in den Kastanienwäldern oder darüber die blendend weißen Gehöfte und Dörfer und Kirchen mit hohen Campanilen und Klöster — ein märchenhaft schönes Land. Und als ich dann vollends, eine Stunde vor Domo d'Osola, in's große Hauptthal der Tosa trat, die hier schiffbar wird — die Schiffe gehen durch den Lago Maggiore und Kanäle bis Mailand hinab, — als die zahllosen waldigen Hügel Piemonts, alle mit weißen Dörfern und Villen besäet, wie ein leise wogendes Meer sich dem erstaunten Blick darstellten, dazu die unendlichen fruchtbaren Maisfelder der Ebene, die Weingeländegitter zu beiden Seiten des Weges, als Marmorbrüche an den Berghängen sich zeigten, Rastelle auf den schönsten Hügeln, — da war wieder einer der Augenblicke gekommen, die eben diesen schönen Ausdruck, nach dem die deutsche Sprache das Leben eintheilt, im höchsten Grade rechtfertigen: es war ein Augenblick! Diese Ausgangspforte des Simplonpasses allein macht diesen Paß zu einem der werthvollsten. Die Maler wissen das übrigens; schon Peter Birmann hat hier einige seiner schönsten landschaftlichen Konzeptionen gefunden; und wie Viele wohl vor und nach ihm!

17.

Domo d'Osola könnte man etwa mit „Eichenhausen“ verdeutschern, und wenn man spräche: „Ich bin von Brieg über Simpeln nach Eichenhausen gegangen“ — so klänge das allerdings weniger sonor, als die entsprechenden italienischen Namen. Hier bezeichnet man die kleine Stadt kurzweg als Domo. Sie hat

militärische Besatzung, Alpenjäger, die nettesten Leute der Welt, das Glück aller Frauen und Mädchen, wahrscheinlich auch ein Gegenstand der Sorge aller Chämänner und Väter. Prächtig sehen sie aus, wenn so ein paar von einer Streiftour zurückkommen, das Maulthier, das die Last tragen mußte, geht in der Mitte; vorn und hinderdrein marschiren die schlanken Bursche; auffallend sind die übermäßig langen Gewehre, die sie führen. Der phantastische Aufzug würde in irgend einen mexikanischen Indianerroman des neulich verstorbenen Aimard passen.

Das „Hotel d'Espagne“, wo ich wohnte, — unverschämt theuer, wie man es sonst in echt italienischen Städten nicht antrifft, — liegt an einem Hauptplatze; hier spielt am Abend die Regimentsmusik, hier bewegen sich Gruppen von Spaziergängern, kurz, alle Bewohner der kleinen Stadt haben hier ihren Corso. In den Markthallen unfern vom Gasthof trifft man auf den für italienisches Straßenleben so charakteristischen „fliegenden“ Buchhändler, der hier im Freien, d. h. immerhin unter der schützenden Halle, seine Literatur ausbreitet, während dicht daneben Liebesäpfel, Melonen, Feigen u. s. w. verkauft werden und noch auf derselben Seite ein Schuhmachermeister sein pechschwarzes Handwerk betreibt.

In diesen italienischen Gasthöfen ist immer unten, zu ebener Erde oder höchstens drei bis vier Stufen über dem Straßenpflaster, aber im innern Hofe, die eigentlich angenehme Gaststube, ein mäßig großes Gemach, dessen Fenster in der Höhe angebracht sind. Der Boden desselben ist mit pompejanisch rothen Backsteinen belegt, der Hausrath stammt meist aus frühern Jahrhunderten, und so hat man in diesen Zimmern auf ganz ungekünstelte Weise das, was man in Deutschland dormalen in doktrinärer Alterthumsucht erstrebt durch Errichtung mittelalterlicher Weinstuben. In solchen Gaststuben Italiens sieht es heut noch aus wie vor zweihundert Jahren; daß dieselben nicht tapezirt sondern bemalt sind und ihr altes Kamin haben, braucht nicht erst gesagt zu werden.

In Domo war es, obschon der Himmel sich allmählig dicht bewölkt hatte, und trotz der Nähe der hohen Berge so warm, daß erst lang nach Sonnenuntergang die Leute recht dazu kamen, sich zu erholen. Da spielte, wie gesagt, die Musik der Alpenjäger; dazu tanzten auf dem Trottoir junge Mädchen und Kinder in sittsamer Weise. Die Kinder hatten vorerst feierlich ausgemacht, daß Jedes einen Blumenkranz zu tragen habe, und nun engagirten sie einander unter diesen Namen und zwar in längern Sätzen, so daß sie mit artiger Verbeugung einander fragten: „Will die Rose mit dem kleinen Veilchen tanzen?“ Ich sehe diesen Kinderspielen besonders gern zu. An einer Strabenecke spielten einige Knaben in ganz besonderer Art. Sie faßten sich an den Händen, gingen im Kreise umher und sangen zu einer angenehmen Melodie ungefähr folgende Worte:

„Oh! quanto lavoro!

E non si trova l'oro.“

(O! muß man sich schinden!

Und doch kein Gold zu finden!)

Auf das Wort oro warfen sich Alle nieder zur Erde, schlügen Wurzelbäume und griffen auf dem Pflaster herum, bis plötzlich ein Pfiff ihres Führers wieder Alle in die Reihe rief, wo dann Einer zu spät kam, der nun seinerseits das Kommando übernehmen mußte.

Ich würde noch viel mehr solcher kleiner Züge erlauschen, wenn es mir nicht immer Leid thäte, die Naivität der Spielenden durch die Miene des Beobachters zu stören. Wenn man mit Siegfrieds Tarnkappe durch Italien gehen könnte! Freilich, diesen Wunsch werden jene vier Deutschen schwerlich theilen, die ich unterwegs, zwei Stunden vor Domo, in einer Osteria traf. Lärmend, ja brüllend gehen diese Leute durch das ihnen neue Land und umhüllen sich selbst mit einem so betäubenden leeren und selbstgefälligen Geschwätz, daß man nicht abseht, welchen Gewinn sie von einer Reise in Italien haben wollen. Höchstens ist es ihnen

darum zu thun, eine neue Szenerie zu gewinnen, in der sie selbst wieder — für ihr Selbstbewußtsein — die Hauptstaffage abgeben. Nur sich selbst wollen sie überall auftragen, Alles ist ihnen nur Hintergrund, und dabei ist ihre Nichtachtung der Einheimischen oder mitreisender Fremder eine unglaubliche. Dem Einen oder dem Andern, der etwa gedient hatte, mochte wohl hier unter den fremdländisch Sprechenden die Reminiszenz an den französischen Krieg aufsteigen, so daß es ihn natürlich ankam, sich wie in erobertem Feindeßland aufzuführen. Und wären sie hier in der Schenke wenigstens lustig gewesen wie Prinz Heinrich und Sir Falstaff mit ihren Gesellen! Aber sie brachten es nicht hinaus über ein paar armselige Spottreden auf die italienischen Zustände, und so simpeln sie weiter, diese Herren, vom Dunstkreis ihres Eigendünkels so dicht umgeben, daß ihnen schwerlich irgend etwas einen tiefern Eindruck hinterlassen wird. Sie hätten hören müssen, wie nach ihrem Weggehen die paar in der Schenke zurückbleibenden Piemontesen über sie urtheilten, nämlich ruhig und richtig: „Vier Herren Deutsche, die sich einbilden, das Theater sei geschlossen, wenn sie selbst nicht Komödie spielen“. Ich habe später dieselben vier Herren wieder in einem Gasthof des Lago Maggiore angetroffen, sie thaten ganz zahn und manierlich; die steifen Table d'hote-Sitten Albions, die in dem betreffenden Lago Maggiore-Hotel herrschten, waren der Zaum, der diese Lautsprecher plötzlich in stumme Konsonanten verwandelte; ich füge noch bei, daß sie alle Vier zu der Klasse der Begüterten, der sogenannten Gebildeten also gehörten und zu Hause als Rittergutsbesitzer, höhere Beamte u. s. w. gewiß zu den Honoratioren gerechnet werden. Das begreift sich, daß die feinsüßlichen romanischen Völker, besonders die Italiener, große Mühe haben, sich in das Wesen solcher nordischer Barbaren zu finden, selbst in Zeitpunkten, wo die politische Konstellation ein Zusammengehen Italiens mit Deutschland zuweilen wünschenswerth erscheinen läßt.

Blaues Auge! Du hast mich über den Simplon gelockt! Und jetzt schließt du dich und zeigt weiße Lider, so weit der Horizont reicht? Ich sehe, es wird sogar zu Thränen kommen und ich werde italienische Regentage erfahren müssen.

Noch war der Himmel nur grau verhangen, als ich Morgens bald nach fünf Uhr in einer zweispännigen Kalesche — Fußgänger! Fußgänger! — von Domo nach Pallanza am Lago Maggiore fuhr. Der Retourwagen, billiger als ein Postbillet, war doch zu verlockend gewesen; und die Landschaft zu beiden Seiten der Straße entging mir ja auch so nicht. In Domo war eben Markttag; unzählige Fuhrwerke der Landleute begegneten meinem Wagen, jene hohen zweiräderigen Karren, drei oder selbst vier Maulthiere oder Pferde hinter einander vorgespannt, zu oberst liegt auf dem Bauche der Treiber — man kennt diese Karren aus den Bildern vieler Maler, z. B. L. Roberts; — auch zu Fuß eilte manche schmucke Bäuerin der Stadt zu, haarfuß alle. Sind sie so arm oder bloß so abgehärtet und sparsam, daß sie keine Schuhe tragen? Ich komme nicht daraus; das Land scheint mir über alle Begriffe fruchtbar und reich. Ueberall Wein, sogar über die Hausdächer hingezogen, überall saftige große Maiskolben, Kastaniemälder, Feigen- und Olivenbäume; auch sehen die Häuser recht stattlich aus und vollends die Kirchen deuten auf eine Bevölkerung, die etwas übrig hat. Und dennoch scheint das Volk arm zu sein. Zwar von Bettlei habe ich nichts verspürt — Bädeler spricht davon; und ich trage hier auch sogleich nach, daß ich im Wallis ebenfalls niemals bin angebettelt worden, während man weiß, wie es in dieser Beziehung auf den Straßen von Interlaken nach Lauterbrunnen und nach Grindelwald hergeht. Aber wenn sich mir auch keine Bettler gezeigt haben, so sah ich doch manche Frauen unter ungebührlich schweren Lasten

einhergehen, — einige feine, vornehme Gesichter, die im ersten Salon einer Weltstadt würden Aufsehen gemacht haben. Und hier neigten sich diese Gesichter mit schmerzlich verzogenem Munde dem Staube zu, in dem die müden, bloßen Füße weiter wanderten, während der schlanke Rücken sich unter der Bürde krümmte. Sei dem, wie immer — in diesem Landestheile kann an der Armuth, wenn solche besteht, der Boden selbst nicht schuld sein. Ich hatte schon gestern — vom Simplon her — einen Steinklopfer bei mir, dem das Fahren für seine elenden Füße auch gut bekam. Dieser erzählte mir Manches, das mich eher wieder glauben ließ, es gehe, wenigstens hinsichtlich der Nahrung, diesen Leuten nicht sehr schlecht. Er selbst hatte in Vallorbes in Arbeit gestanden und sprach in ziemlich hochmüthiger Weise von den schlechten Waadtländer Weinen, diesem weißen Essig, den er wenigstens nicht ertragen könne. Er müsse in einem Lande leben, wo es guten rothen Wein zu billigem Preise gebe und wo auch die übrigen Lebensmittel reichlicher und besser seien. „La soupe, la soupe“, sagte er verächtlich, „man gibt das bei uns in Italien kaum einem Jagdhunde, was sie in der Schweiz la soupe, la soupe nennen.“ So zog er denn heim, um in Italien für geringeren Taglohn besser zu leben als in der Schweiz, wo er allerdings mehr verdiente.

Während unserem Gespräche hatte es zu tröpfeln begonnen und jetzt rauscht plötzlich ein Regen herunter, der anzudauern verspricht. Die Grillen verstummen in den Zweigen und aus den Gärten steigt ein unbeschreiblicher Duft auf, gleichsam ein Dankesgruß der Blumen an die Wolke, die sie trinkt.

Indessen ich bin nicht wie eine Blume und könnte des Regens entbehren. Triefend vor Kälte halten die beiden schwarzen Pferdchen in Pallanza vor dem Gasthose und rasch entschließe ich mich, hier Quartier zu nehmen.

Und soll ich nun hadern mit dir, du blaues Auge, daß du

mich nach Italien gelockt hast? Gewiß nicht. Denn, wenn es selbst hier gießt, wie mag es erst in den Bergen droben und jenseits derselben abscheulich sein. Hier ist es wenigstens warm, nicht unangenehm heiß, sondern gerade so, daß man sich der offenen Fenster freut und der durch den Regen gefühlten Luft. Wenn schon in meine Reisetage Regen fallen sollte, so konnte mir's nicht besser werden, als hier, wo das Auge nach den nahen borromäischen Inseln spazieren geht und nach Stresa hinüber, während das Ohr dem gleichmäßigen Wellenschlage des edeln, großen Sees lauscht. Zufrieden ist nur mein Hündchen nicht mit diesem längern Aufenthalt auf italienischem Boden; denn, wie schon in Domo, so herrscht auch hier in Pallanza der Hundebann, und unwillig muß der Träger einer republikanischen Steuermarke sich dem Zwange monarchischer Polizeibehörden fügen.

19.

Welch' ein Unterschied, von jener himmlischen Douche-Vorrichtung, die man gemeinhin Regenwetter nennt, in einem einsamen Seitenthale des Wallis festgehalten zu werden, oder hier unten an einem der größten und schönsten Seeen Italiens, an dem prächtigen Strande Pallanzas, wo die Magnolien unter meinem Fenster mir ihre weißen Blüthensträuße mit der Grazie eines Florentiner Blumenmädchens entgegenstrecken! Nur mit Schaudern denke ich daran, daß ich den 20. Juli dieses Jahres in Evolena hätte zubringen müssen oder im Dorfe Sempeln oder auf dem Rigi. Hier floß der Tag — ich sage absichtlich von einem Regentage „er floß“ und will das Wort recht im vollsten Sinne genommen wissen — nun er floß sanft und lieblich dahin. Stresa grüßte durch den grauen Regenschleier von drüben herüber, auf der nahen Isola Madre schrieen die Pfauen des Fürsten Borromeo, Jean Pauls Isola Bella zeigte die gewohnten stolzen, etwas steifen Umrisse, und bei allem Unwetter machten die großen Dampfer ihre

Fahrten und verloren sich in der nebligen Ferne, als ob sie in ein unendliches Meer hinausdampften.

Dann muß man wissen, daß hier zu Lande der Regen einen gutartigen Charakter hat (wie man bei den Krankheiten gutartige und bösertige desselben Namens, z. B. die spitzen Blattern von den gefährlichen schwarzen unterscheidet). Das hiesige Regenwetter ist das spitze; es gießt sich einmal etwa drei Stunden lang jändfluthartig aus; dann aber kann jedermann, der wollene Kleider trägt, ganz gut ohne Regenschirm ausgehen; es sprüht nur noch aus den Wolken mit feinem, feinem Geriesel, das bei so heißem Wetter rasch verdunstet. Daher ließ sich's am Abend die Bevölkerung Pallanzas nicht nehmen, die Freuden ihres gewöhnlichen Corjos am Strande zu genießen. Da stolzierten die Bersaglieri, die eigentlich wie Indianerhäuptlinge aussehen, in dem übermäßig phantastischen Federschmuck ihrer Hüte; Jeder trägt gewiß die Schwanzfedern von fünf oder sechs Haushähnen auf dem schwarzen Schützenhute, und zwar so befestigt, daß sie ihm in langen und dichten Büscheln bis auf den Gürtel herabfallen; zuweilen sind die ganze linke Schulter, der Rücken und der Arm von diesem wilden Schmucke bedeckt, der im Kriege sich gewiß als eine äußerst lästige Zugabe ausweisen muß. Aber den schönen, schlanken, schwarzäugigen Mädchen, die da am Strande spazieren gehen, gefällt der Bersaglieri gerade so mit den kühn geschwungenen Federn des Rikeriki. Umsonst singt ihnen die Mutter warnend zu: „Marianina, Marianina! non andar' coi Bersaglieri, ti faranno . . . pensieri!“ — sie gehen doch mit den Bersaglieri; denn nur einmal ist man jung und hier unter Magnolienbäumen denkt man nicht so schwerfällig von der süßen Sünde, wie auf unjerer Seite der Alpen. Ueberall am Strande tönt aus den offen stehenden Kaffeehäusern frohes Lachen, da urd dort ein Lied zur Mandoline, die hier noch in Ehren gehalten und gut gespielt wird. Von den Inseln und aus den großen Gasthöfen von Stresa

blinken Lichter über den See, Schiffechen mit Faceln haben sich hinausgewagt. Plötzlich fällt ein Schuß mitten auf dem Marktplatz. Was ist geschehen? Alles läuft hin. O! es ist bloß ein Kasperletheater, das mit einem Knalleffekt den ersten Akt eines großen moralischen Dramas beschlossen hat. Hundert Kinder der Fischer sitzen vor dem kleinen Schaugerüste, das von einigen Lampen erhellt wird; eben hebt sich wieder der Vorhang und Kasperle führt eine schöne Dame zum Tanze. Er walzt mit ihr auf sehr lustige Weise zu den kurz gestohlenen Tönen einer Trompete, die unsichtbar (wie Wagners Orchester) geblasen wird. Die Kinder jauchzen vor Vergnügen. Dann aber wird's ernst; denn Kasperle steht unter der Anklage, eine Orsinibombe geworfen zu haben. Das war es ja, was so krachte am Schlusse des ersten Aktes. Wie? ist am Ende der unschuldige Kasperle gar einer der Irredentisten à la Oberdank? Ich konnte leider dem Verlaufe des Stückes nicht folgen, weil ich zu fern stand und auch viele Dialektausdrücke nicht verstund. Aber das Alles zusammen — das ist ein Regenabend in Ballanza. „Solche Mittage lasse ich mir gefallen!“ ruft einmal Doid in einem sehr schlüpferigen Gedichte aus; „solche Abende ich mir auch!“ setze ich in aller Ehrbarkeit hinzu und gehe spät und glücklich zu Bette.

20.

Natürlich ist hier zu Lande das Regenwetter gutartig; schon lacht wieder das bewußte blaue Auge zwischen den Wolken hervor und ein sanfter Ost gibt sich mäßige Mühe, — es ist ein italienischer Ost, der nicht gern zu streng arbeitet, — die Nebelwolken von den Bergen wegzuschieben. Dort oben beim Monte Rosa muß ihm jedenfalls ein stärkerer Bruder zu Hilfe gekommen sein; denn plötzlich steht der Monte Rosa in silbernem Schneegewande riesengroß da. Ich bin auf den See hinausgefahren, — allein — um des schönen Morgens zu genießen. Da kommt mich die Lust

an, mich schnell nach Isola Madre hinüberzurudern; in zwanzig Minuten legte meine Barke dort an und schon will sich mein Hund in wildester Jagdlust auf die dort freilaufenden Fasanen des Prinzen Borromeo stürzen, als ich ihn noch rasch fassen und an die Kette legen kann. Nun tragt er gehorjam hinter mir drein und findet gleich mir Alles sehr schön und interessant, den Kampherbaum, von dem ich mir Blätter abbreche, die Cedern vom Himalaya, die Drangen- und Citronenbäume, den *laurus nobilis*, ein Myrthengebüsch, den riesigen Feigenkaktus und die thurmhohe Aloe. Isola Madre ist eben ein großer botanischer Garten, gut gepflegt und in der schönsten Lage der Welt. Nach Isola Bella könnte ich mich in einer halben Stunde hinüberrudern; aber nein! dort sitzen wie Elfengeister auf allen Zweigen des Parkes und auf den Marmorstufen, die vom plätschernden See zum Schlosse emporführen, persönliche Erinnerungen, die ich nicht allein wecken will; denn sie gehören nicht mir allein. So fahre ich wieder zurück nach Pallanza, wo soeben am Flaggenstocke die riesige roth-grün-weiße italienische Nationalflagge ist entfaltet worden und stolz im Morgenwinde weht, beschienen von den hellen Sonnenstrahlen. Es ist ein gutes Zeichen, daß sie die schöne Flagge aufgezo-gen haben; sie trauen dem Wetter; die Gesichter der Schiffer am Strande glänzen vor Vergnügen. Jetzt geht ihr Geschäft wieder. „Signora una barca!“ tönt es, wo eine Dame vorübergeht, und heute antwortet kein Kopfschütteln; alle Leute freuen sich der frischgewaschenen Welt und wollen spazieren fahren.

Ich habe meine Schritte in's nahe Intra gelenkt, ein gewerbfleißiges Städtchen, nur drei Viertelstunden von Pallanza entfernt; man geht den See entlang auf schöner Straße, rechts und links Willen, aus denen die Magnolien ihren feinen citronenhaften Duft in die noch kühle Vormittagsluft hinaushauchen. Es ist Samstag und Markttag; Bauernmädchen gehen neben mir her, die nicht unbedeutende Lasten tragen, dabei aber wie Damen einen Fächer

handhaben und sich Kühlung zuwehen, ein Anblick, der durch den Gegenatz anfangs sehr frappirt. Ein großes Gewühl herrscht auf dem Marktplatz in Intra; die weite Markthalle am Landungsplatz ist von Menschen und Waaren ganz angefüllt, ebenso weithin der stattliche Hafendamm mit dem Leuchthurm und der kriegerisch aufgezplanten Kanone. Den Mittelpunkt des Platzes nimmt ein edles Kunstwerk ein, eine Gedenkssäule, dem Patrioten Francesco Simonetta geweiht, eines jener schönen in Marmor ausgeführten Skulpturwerke, wie man sie hier zu Lande häufig sieht: im Porträtmedaillon der Kopf des Gefeierten, über ihm eine sitzende Statue, das dankbare und zugleich tragisch erregte Vaterland darstellend. Die Kunst liegt eben doch hier allem Volke im Blute. Das beweisen auch die vielen innern Höfe der Häuser, die gemalt oder mit Mosaik ausgelegt sind, so daß man unwillkürlich an die Häuser des alten Pompeji erinnert wird. Oft sind ja diese Malereien nur von sehr untergeordneten Künstlern ausgeführt, aber doch immerhin von Künstlern, die ihren individuellen Schönheits Sinn hatten. So ist auch der Dom von Intra ein prächtiges Gotteshaus, groß, in Fresco ausgemalt und schimmernd von der Pracht reicher Vergoldung und dunkelrother Draperien an den Wänden. Die beiden geräumigen niedern Kanzeln leuchten ordentlich von Gold; man wird unwillkürlich in dieser unerwartet schönen Kirche an S. Marco in Venedig erinnert und das will viel heißen. Neben der Basilica steht frei und schlank ein prächtiger weißer Campanile; eben ist es zwölf Uhr und die Glocken werden von den Rädern in Umdrehung versetzt und schlagen so mit jenen vereinzelten Tönen an, die den Effect eines Glockenspiels machen, da jede Glocke ihre eigene Stimmung hat.

Sich eile wieder zum Marktplatz zurück und esse auf der Straße unter einem schattigen Laubenbogen, einer Arkade, wie wir sie in Bern haben, zu Mittag; drin in dem engen Raum ist die Küche, die aber auch als Gaststube dienen muß. Als ich nach der

Minestra noch etwas Frittura bestelle, — gebackenes Fleisch, Leber, Nieren u. dergl. durcheinander, da wird das kleine Mädchen schnell zum Metzger hinübergeschickt, in zwei Minuten ist er da, bringt das Fleisch, es wird dem Gaste vorgelegt, damit er sehe, wie frisch es ist; fünf Minuten nachher steht es in Del gebacken vor ihm und eine soeben vom Markte heimgebrachte Citrone wird zerschnitten und auf den Teller als Zugabe gelegt. Bei all' seiner Arbeit als Koch und Wirth und Kellner hat der wohlgelaunte schwarzäugige Padrone noch Zeit, sich mit dem Metzger in ein scherzhafes Wortgefecht einzulassen. Dieser wirft ihm vor, er esse zu viel und werde zu dick, der Wirth antwortet damit, daß er behauptet, das Handwerk des Metzgers lasse nicht dick werden. Warum? fragt der Metzgerbursche. Der Gewissensbisse wegen, du Mörder (Assassino!) ruft ihm der Wirth zu und so zanken sie hin und her wie im Kasperletheater.

Wieder etwas später sitze ich in einer andern Arkade vor einem Kaffeehause; wahrhaftig, es ist mir nicht so sehr um irgend eine Erfrischung zu thun, als um den köstlichen Platz, wo ich alle Leute vorüber gehen sehe. Dort fährt ein Lastwagen vorbei; der Fuhrmann hat seinem Rosse eine schneeweiße Karzisse mitten vor die Stirn gesteckt, gerade über den Augen. So entwickelt ist der Schönheitsfuss bei diesen Leuten; es kommen ihnen graziose Dinge in den Sinn, von denen sich ein Kutscher auf unserer Seite der Alpen nichts träumen läßt.

In meiner Nähe hat eine reizende Mama mit Kindern Platz genommen, eine junge Frau von etwa fünf und zwanzig Jahren. Vermuthlich ist sie heute, am Markttage, von einem etwas einsamen Landgute aus nach der Stadt gekommen und hat die Kinder mitgenommen und die Dienstmagd, die allerlei Eingekauftes im Korbe unter der Bank verbirgt. Die Kinder halten kleines Spielzeug in den Händen. Jetzt bekommt noch Jedes eine Tasse Chocolate, die sie leuchtenden Blickes und fortwährend größter Artigkeit sich

befleißend langsam hinunterschlürfen. Besonders der kleine achtjährige Knabe in seinem Anzug der königlichen Marine ist reizend; er am meisten gleicht seiner Mama. Diese schöne Frau hat auf dem Gippelpunkt ihres Hutes rothe schmale Seidenbänder angebracht, die sie wohl zwei Ellen lang über beide Schultern bis fast zur Erde herabflattern läßt. Mit diesen Bändern nun — was sie Alles mit ihnen anfängt! Wer die Agar gesehen hat, wie sie mit ihrem Shawl in den antiken Stücken alle Augenblicke sich eine neue Drapirung gab, der kann sich ungefähr vorstellen, wie diese junge, etwas kokette Frau ihre Seidenbänder behandelte, die sie bald mit dem rechten, bald mit dem linken vollen Arme aufnahm und um ihre Gestalt spielen ließ wie zwei geschmeidige Schlangen. Nun, es wird Niemand zu sehr erstaunen, daß in einem Lande, wo die Fuhrleute den Rossen Narzissen und Magnolienblüthen an die Stirn stecken, die jungen Frauen noch etwas tiefer in die Geheimnisse der Schönheit geguckt und aus ihren Erfahrungen Nutzen gezogen haben.

21.

Der Himmel hat versucht, mich auf hydro-therapeutischem Wege von dem Vorurtheil zu befreien, es könne in Italien nicht bössartig regnen. Einen ganzen Morgen lang, während ich von Ballanza nach Ponte Tresa am Luganer See fuhr, gab er sich viele Mühe, und es wäre ihm auch beinahe gelungen mich zu verstimmen, so lange ich auf dem Wasser fuhr und Wasser von oben herabgoß. Aber gleich nachher im Postwagen konnte ich an dem sanften lieben Landregen, der in die herrlichste südliche Vegetation hineinrauschte und Millionen durstiger Pflanzen erquickte, durchaus nichts Schlimmes entdecken; eine liebliche Wärme, die das ganze Land weich umhüllte, nahm den strömenden Regensfluthen alles das Unangenehme, das sie bei uns im Norden haben, wo auch im

Sommer bei länger anhaltendem Regen die Witterung sofort als eine nasskalte muß bezeichnet werden.

Im Postwagen saßen mit mir drei junge Deutsche, köstliche Leute in ihrer Art. Sie waren der Eine im Taunus, der Andere im badischen Schwarzwalde, der Dritte im Schwabenlande zu Hause und betrachteten die flüchtige Reise an die drei italienischen Seen als eine Art Pflicht, die man eben rasch abthun müsse, so gut es gehe. Daß daheim Alles schöner und besser sei als hier in Italien, schien ihnen selbstverständlich. So rühmte der Badenser, ein fettes, blondes Mutterjöhnchen mit dem ersten Flaume des Backenbartes, den behaglichen Anblick eines deutschen Dorfes im Vergleich zu den italienischen Dörfern. Ganz im Tone eines Schullesebuches dozirte er breit und umständlich: „Ein deutsches Dorf ist regelmäßig zu beiden Seiten der Landstraße gebaut; ansehnliche Häuser, als da sind das Pfarrhaus, das Schulhaus, die Wohnung des Amtmanns und die des Kreisphysicus thun sich durch ihr schmuckes Aeußere hervor. Ein reinlicher Bach fließt durch das Dorf. Bei der Kirche stehen regelmäßig gepflanzte Linden oder Pappelbäume“ u. s. w. So ging es in singendem Tone fort; ich glaubte, die Stilübung eines Sekundarschülers ablesen zu hören. Nach einer Weile sagte der Taunusbewohner, indem er den Kopf ein bißchen durch's Fenster steckte: „Hier soll ja, laut dem Reisehandbuch, eine ganz balsamische Luft wehen, da wir durch die reichste Vegetation dahinfahren.“ In der That duftete namentlich der blühende Wein herrlich; auch andere Wohlgerüche erfüllten die Landschaft, aber im Postwagen merkten wir wenig oder gar nichts davon, denn schon gleich hinter Luino hatte der biedere Schwabe eine Porzellanpfeife hervorgezogen, dieselbe mit dem fürchterlichsten Knaster Oldenkott gestopft und war nun beschäftigt, das Innere des Wagens mit dichten Rauchwolken anzufüllen. Ich konnte mich nicht enthalten, ihn darauf aufmerksam zu machen, daß ihm auf diese Weise die Düste des Südens wohl

entgehen müßten, worauf er mit dem unerschütterlichen Phlegma seines Stammes ganz freundlich antwortete: „Wisse Sie, des iſcht meglich, daß es hier nach Wohlgeriche rieche thuet, aber ob ich ſie auch ſicher rieche thät', des iſcht noch koineswegs ausgemacht; des aber iſcht gewiß, daß ich mei' Pfeif' rieche thue, und da zieh' ich halt das G'wiſſe dem Megliche vor.“ Sprach's und dampfte ruhig weiter.

Meine drei biedern Deutſchen gingen nach Lugano, ich nach Como; ſo trennte ich mich von ihnen in Melide, wo ich noch knapp den Eiſenbahnzug erreichte, der mich nach Chiasso und nach kurzer, aber läſtiger Zollviſitation nach Como brachte.

Auf dem Titelblatt einer alten ungarischen Grammatik las ich einmal das Motto:

„Wie glücklich iſt der deutſche Mann,
Der unter Ungarn ungrisch kann!“

Daſſelbe gilt in hohem Grade vom Reiſen in Italien. In echt italieniſche Gaſthöſe einzufehren, iſt nicht nur für den Geldbeutel viel erſprießlicher, ſondern auch viel angenehmer, da man ſo mit der Bevölkerung in engere Berührung kommt und außerdem in dieſen Gaſthöſen meiſtens viel aufmerkſamer und liebenswürdiger bedient wird, als in den großen internationalen Fremdenkaſernen. So kam ich nun Allen, die italieniſch ſprechen, den „Leoncino d' oro“ in Como auf's wärmſte empfehlen. Dort im innern offenen Hofe zu ſpeiſen, die billigen und ausgezeichneten weißen und rothen Landweine zu trinken, den Geſprächen der Bürger zuzuhören, die dort am Abend ſich zahlreich einfänden, ſich wohl auch ſelbſt in die Unterhaltung zu miſchen und viele nützliche Einzelheiten zu erfahren, von denen der Fremde, der im großen „Hotel Volta“ logirt, ſich nichts träumen läßt, das iſt Alles eben doch ſehr angenehm, des Wirthstöchterchens gar nicht zu gedenken, das gern ſich in's Geſpräch ziehen läßt und mir übrigens entdeckt hat, ſie verſtehe auch ein biſchen Franzöſiſch.

Von diesem vergnüglichen Kasten und Standquartier aus habe ich ein paar Tage lang Ausflüge in der Stadt und weiter in die Umgegend unternommen, die ich zu den schönsten meines Lebens rechne. Der Regen hatte nämlich schon bald nach meiner Ankunft in Como aufgehört; die Temperatur aber war so abgefühlt, daß es in jenen Tagen in Como nicht heißer war als in irgend einer nordschweizerischen oder mitteldeutschen Stadt zur Sommerszeit.

Zuerst durchwanderte ich die liebe „Stadt der beiden Minusse“ nach allen Richtungen; sie ist nicht klein, etwa 25,000—30,000 Einwohner. Der herrliche Dom, ganz aus Marmor, und die südliche Bauart vieler Häuser geben ihr ein stolzes Ansehen, große Seiden Spinnereien machen sie für den Handel bedeutend; im Hafen liegen eine Menge Schiffe und ringsum sind die Höhen, so weit das Auge reicht, von zahllosen Villen reicher Leute bedeckt. Das Alles habe ich nicht zum ersten Male gesehen, aber nie so mit Ruhe, nie so gründlich. Der nach Italien Durchreisende hält sich hier vielleicht zwei, drei Stunden lang auf und eilt dann weiter. Aber nur wer behaglich durch dieses Paradies schlendert, kommt dazu, von allen Früchten des Gartens, oder doch von den meisten, zu kosten.

Auf einem dieser Spaziergänge durch die Stadt sah ich plötzlich in einer Sackgasse drei Gestalten, die mir bekannt vorkamen. Täuschte ich mich, oder waren diese drei Touristen, die mit so wehmüthigen Gesichtern und so schwer beladen mit Ueberröcken, Schirmen, Mantelfäcken und sonstigem Handgepäck sich dahinschleppten, nicht meine drei Süddeutschen vom Postwagen? Gewiß waren sie es; der Schwabe hielt ja wieder die Porzellampfeife im Munde, aber es kam kein Rauch hervor; sie war ihm ausgegangen, wie offenbar allen Dreien die Reiselust ausgegangen war. „O Tuttlingen! o Schwarzwald! o Taunus!“ Das sagten diese drei trübseligen Physiognomien. „Wohin wollen Sie denn, meine Herren?“ rief ich die scheinbar ziellos Umherirrenden

an. Ein Freudenstrahl ging über die Gesichter, als sie mich erkannten. Endlich wieder Einer, der deutsch versteht! Das bedeutete dieser Freudenstrahl. Und nun jagten sie mir, daß sie vor einer Stunde mit dem Dampfschiffe in Como eingetroffen seien und den Bahnhof suchten, um schleunigst mit direktem Billet durch den Gotthard nach dem Bodensee zu fahren; denn länger hielten sie's nicht aus in diesem wälschen Lande. Ein ungeheures Heimweh hatte sie erfaßt und nun schien ihnen der Blitzzug der Gotthardbahn zu langsam, um ihre Sehnsucht zu stillen.

Aber ich ließ sie so leicht nicht los. „Was meinen Sie zu einem Glase Bier? sagte ich. „Bier!“ riefen alle Drei, „ja gibt's denn hier Bier?“ „Gewiß“, sagte ich. „Sehen Sie, dort steht's geschrieben: Birreria.“ „Ah!“ stöhnten sie vergnügt: „das bedeutet also Bierhaus?“ Und alsobald folgten sie mir dorthin. Freilich, daß das Glas Bier „una tazza di birra“ genannt wird, das verstimmte sie wieder etwas. „Das ist doch keine Tasse“, sagte der Schwarzwälder, „das ist doch ein Glas.“ Ich beruhigte ihn aber mit dem Hinweise, daß man in Deutschland an manchen Orten auch von Töpfchen Bier spreche. Die beste Beruhigung war das Bier selbst, ein heller, ziemlich guter „Stoff“, wie sie alle Drei mit Kennernienen erklärten. Mit jedem Glas wurden ihre Mienen heiterer, während auch der Wirth seine Freude hatte an den germanischen Rehlen, die so kurzen Prozeß mit der tazza machten. Immer fröhlicher wurden sie und verstiegen sich sogar zu übermüthiger Kritik der Sprache des Wirthes. Als dieser nämlich mein Hündchen lockte und, da er den Namen nicht wußte, es einfach als Hündchen (*canino*) titulirte, meinte der Schwabe: „Des ischt doch foi Kaninche, sondern e Hundele, und der Wirth ruft ihm alleweil Kanino“.

Da ich mir's in den Kopf gesetzt hatte, diesen drei Genossen als Cicerone durch Como zu dienen, mußten sie nun ihr Handgepäck beim Wirthes lassen und ich führte sie in der Stadt herum,

zeigte ihnen das Volta-Denkmal, das Innere des herrlichen Doms, das sie in Staunen versetzte, zeigte ihnen hinter der Stadt das von Friedrich Barbarossa zerstörte Kastell, dessen Thurm zu dem romantischen landschaftlichen Bilde Comos so zu sagen das i-Tüpfchen abgibt, kurz, ich brachte es dahin, daß diese drei Italiensflüchtlinge anfangen, sich behaglich zu fühlen und Interesse zu nehmen an diesem wunderbaren Lande, aus dem sie so ventre à terre zu den Wasserpäpale hatten davongaloppiren wollen. Freilich sind sie noch an demselben Abend von Como abgereist, aber doch nicht mit direktem Billet nach Luzern, wenigstens, wenn sie ihr mir gegebenes Versprechen gehalten haben.

Wie diesen drei Deutschen, ergeht es Vielen ihrer Landsleute; das fremde Idiom, die veränderte Lebensweise, dazu das Vorurtheil, man sei unter Italienern verkauft und verrathen, verleiden manchen nach wenigen Tagen das Land ihrer Sehnsucht; wie mit verbundenen Augen lassen sie sich rasch auf der gewöhnlichsten Route durch diese himmlischen Gefilde führen, und erst, wenn sie wieder zu Hause sind, kommt dem Einen oder dem Andern der Gedanke: du hättest dich doch ein bißchen bezwingen und Dies und Das besser anschauen sollen.

22.

Kein Paradies ohne die Schlange. In Como haben joeben (Sommer 1883) die Seidenfabrikarbeiter die Arbeit eingestellt und stürmische Volksversammlungen abgehalten, in denen zu offener Gewaltthat aufgefördert wurde, so daß die Polizei die Versammlungen auflösen mußte. Zu Hunderten stehen und sitzen und liegen die Arbeiter in den Straßen, besonders in den Vorstädten; sie nehmen keine trogige oder herausfordernde Haltung an, sondern sprechen unter einander in ruhigem, oft selbst scherzhaftem Tone, beleidigen keinen Vorübergehenden, sind aber entschlossen, nicht nachzugeben. Andererseits haben die Behörden Proklamationen

an die Arbeiter drucken und an den Mauerecken anschlageln lassen, Proklamationen, die in einem eigenthümlich süßlich wohlwollenden Tone gehalten sind, väterliche Ermahnungen, aber nicht die geringsten bestimmten Versprechungen, wie man dem Nothstande abhelfen wolle. „Ihr wißt doch, daß die Handelskammer sich mit Euern Interessen beschäftigt, es sind Euch doch gewiß die wohlmeinenden Absichten der Regierung bekannt; enthaltet Euch daher, Mitbürger, solchen Treibens, in dem Ihr zu unserer großen Betrübniß schon allzulange verharret!“ u. s. w. Die Arbeiter lesen diese Kundgebungen der Behörden, lächeln bitter und zucken die Achseln. Die Bewegung geht übrigens durch ganz Norditalien und hängt zusammen mit den kritischen Zuständen des Seidenhandels. In welcher Weise die innere Politik Italiens an diesen Dingen Antheil hat, vermag ich nicht zu beurtheilen; doch scheinen Zeitungen mit republikanischer Tendenz, wie „Secolo“, solche Bewegungen zu fördern, während andere Blätter, wie z. B. die neugegründete „Italia“, eine friedliche Lösung der sozialen Fragen auf Grundlage der gegenwärtigen Verfassung anstreben.

Ein Umstand verschärft gewiß in Italien das bittere Gefühl der Zurücksetzung, das den Armen aller Länder zukommt, der Umstand nämlich, daß in Italien auch der einfache Mann aus dem Volke sich als geistig ziemlich ebenbürtig ansehen darf gegenüber den meisten Reichen. In Deutschland ist der Bildungsstand noch ein größerer; in Italien macht eigentlich der natürlich gesunde Menschenverstand in Verbindung mit guter Lebensart, mit anständigen Manieren den Gebildeten aus, und diese Bedingung erfüllt gar Mancher, der im rauhen Rittel einhergehen muß, aber, wenn er nur das Geld hätte, auch wohl vermöge angeborenen Tactes einen Marchese nicht übel vorstellen würde. Hierzu kommt noch die Deffentlichkeit des Privatlebens; vor allen Speisehäusern stehen die Tische in den Straßen; die Wohlhabenden sitzen an diesen Tischen, essen und trinken auf dem Marktplatze angefichts

von hundert vielleicht hungernden, jedenfalls manche Genüsse entbehrenden Mitmenschen, und leider ist Wohlthätigkeit eine nicht stark entwickelte Tugend der reichen Italiener. Wenn nun eine Menge armer Bursche, die doch von Natur prächtig angelegte Menschen sind und eigentlich alle Bedingungen des Glückes in sich tragen, Jahr aus, Jahr ein Zeugen davon sein müssen, wie der Tisch des Lebens nur für relativ wenige Bevorzugte gedeckt ist, wenn sie, wie der altdeutsche Dichter (Spervogel) singt: „öfters ihr Näpfschen hinhalten, das ihnen nie gefüllet wird“, dann muß allerdings allmählig ein tiefer sozialer Neid in diesen Klassen um sich greifen, der trotz dem angeborenen fröhlichen Sinne der leichtlebigen Klasse seine unheildrohenden Schatten durch das ganze sonnige Land von den Alpen bis zum Aetna wirft.

In Como indessen, wie gesagt, störte diese Arbeitseinstellung die Ruhe und die heitere Physiognomie der Stadt in keiner Weise. Die Eis- und Limonadeverkäufer zogen wie sonst durch die engen und breiten Gassen und riefen ihre Erfrischungen aus, die dort auch der bescheidene Flickschuster, der auf öffentlichem Plage stehende Dienstmann sich gönnt, das Landvolk drängte sich in der Markthalle, am Hafen wimmelte es von Leuten um die Frachtschiffe, vor den Kaffeehäusern saßen die eleganten jungen Herren mit den schön frisirten, etwas geistlosen Pudelsköpfen, und Händler mit allerlei Kurzwaare boten ihnen den Kleinkram zum Verkauf. Vor einer Thüre stand ein wunderhübsches Mädchen, als so ein Händler, der Leinwand zu verkaufen hatte, an ihr vorüberging und ihr vorzuschlug, sie möchte einen ordentlichen Handel mit ihm machen. „Non sono sposa“ (ich bin nicht Braut) sagte sie mit einer reizenden Mischung von Muthwillen, Bedauern und angelinder Koketterie; zugleich erröthete sie leicht, als sie bemerkte, daß ein Fremder ihr Wort aufgefangen habe, und sah doch zugleich mit einem raschen und schelmischen Blicke den Fremden darauf an, ob er etwa auf dieses „Non sono sposa“ antworten würde:

„Nun, wenn's nur daran fehlt, dazu kann Rath werden.“ Es war einer jener Momente, wo das schnelle Klopfen des Herzens uns sagt, daß es doch hübscher ist, ein Genrebildchen zu erleben, als nur ein gemaltes zu sehen.

23.

Spazieren gehen in Italien, wohlgemerkt! nicht bloß am Abend auf dem Corso spazieren gehen, sondern den ganzen Tag über, auch um die Mittagsstunde, ohne daß die Hitze lästig fällt, das ist ein seltenes Glück; ich habe es in diesen für Italien ungewöhnlich frischen und dabei doch sonnenhellen schönen Tagen reichlich genossen.

Einer meiner Ausflüge galt einer lustigen Erinnerung. Des hohen alten Thurmes des von Barbarossa zerstörten Castells Baradello auf einem Bergkegel hinter Como habe ich bereits Erwähnung gethan. Dort hinauf pilgerte im Oktober des Jahres 1865 ein auf der Hochzeitsreise befindliches Pärchen. Die beiden Deutschen hatten ausgemacht, sie wollten von dort oben einen Blick thun in die hinter Como sich öffnende lombardische Ebene, und um zu diesem idealen Genusse einen etwas materielleren hinzuzufügen, schleppte sich der Mann mit einer ziemlich großen und schweren, ihm und seiner jungen Frau gänzlich unbekanntem Frucht. Sie hatten dieselbe unten in der von Como nach Camerlata führenden Straße von einer Gemüse- und Fruchthändlerin erstanden. Neben Trauben, Feigen, Melonen, Orangen und Kohlköpfen war diese unbekanntem Frucht gelegen und hatte sehr einladend ausgesehen, groß wie ein Kindskopf, weißlich mit rothviolettem Anhauch. Die Obsthändlerin hatte auf die Frage des neugebackenen Ehemannes, ob diese Frucht gut zu essen sei, mit einem zuversichtlichen „sicuro“ (sicherlich) geantwortet und dann mit einem gewissen lächelnden Blinzeln der schelmischen Augen hinzugefügt: „è dolce“ („und erst süß ist sie!“). Daraufhin hatte das Pärchen die unbekanntem

Frucht gekauft; sie wußten derselben keinen Namen; da sie aber in ihrer Schwere den hintern Rock sack des Mannes tief hinabzog und beim Gehen dem Träger heftig um die Beine „pampelte“, nannten sie gemäß lustiger Uebereinkunft und in undeutlicher Erinnerung gewisser tropischer Früchte diese seltene Gabe Pomonas eine „Pampelnuß“. In glücklichster Stimmung erreichte das Pärchen mit seiner köstlichen Pampelnuß die Höhe. Freilich, der Blick in die lombardische Ebene war nicht möglich; denn dichtes und hohes Gesträuch wuchs um den Fuß des einsamen Thurmes, und zu besteigen war der Thurm nicht. So setzten sie sich in's Gras und zogen ihre Pampelnuß hervor, nach dem Steigen an den Süßigkeiten der herrlichen Frucht sich gütlich zu thun. Der Ehemann schnitt eine Scheibe ab und gab — ein umgekehrter Adam — seinem Weibe auch davon, daß sie koste. Welche verblüfften Gesichter machten aber die Beiden beim ersten Biß in diese Frucht! Es schmeckte unaussprechlich fade, was sie da zwischen die Zähne bekamen, und dabei war in dem Geschmack ein gewisses unverkennbar Heimatliches . . . „Das ist ja eine weiße Rübe“, platzte endlich die junge Frau los, die zuerst von ihrer Illusion zurückkam. „Nicht möglich!“ meinte der beschämte Gatte. Aber es war nicht bloß möglich, es war wirklich . . . eine weiße Rübe, die ganz gemeine Kunkelrübe. „Und die haben wir auf das Castell Baradello hinaufgetragen!“ rief der Gatte aus. Die Gattin aber fügte bei: „Möge diese Pampelnuß die einzige Enttäuschung unseres Lebens bleiben.“ Und nun lachten sie Beide in unsinniger Freude über ihren Irrthum, und zuletzt war dieses Lachen süßer als die süßeste Frucht der Südsee-Inseln und die Pampelnuß auf Castell Baradello bildete eine der wönigsten Erinnerungen des glücklichen Paares.

Noch steht der schlanke Thurm, noch grünen ringsum die hohen Gesträuche, noch laufen wie einst die flinken Lacerten an der Mauer der Ruine hin oder äugeln hervor aus den dunkeln Ritzen. Und

derjelbe blaue Himmel des Südens spannt ſich über der herrlichen Landſchaft aus. Die beiden Leuten aber, die einſt hier im Grafe ſaßen, ſie haben ſeit her in ihrem Leben noch hie und da eine weiße Krübe für eine „Pampelnuß“ angeſehen und es möchte ihnen Gleiches noch heute begegnen. Nur jenes unſinnig glückliche Lachen der Jugend, das aus den Tiefen des noch unerſchöpften Lebensbornes ſtammt — es würde ihnen ſo vielleicht nicht mehr gelingen. Es bleibt der grüne Wald, es bleibt der blaue Himmel, es bleibt der See und es bleibt ſelbſt der halb zerfallene Thurm Barbaroffas — wir aber, wir gehen vorüber.

* * *

Ein anderer Spaziergang, theilweiſe mit Benützung des Dampfſchiffes, hat mich über das Dörfchen Torno am rechten Ufer des Comer Sees nach der Villa Pliniana geführt. Ich will hier nicht wiederholen, was ich an anderer Stelle*) ausführlich über die wunderbare intermittirende Quelle dieſer Villa und über die darauf bezüglichen Briefe des jüngern Plinius mitgetheilt habe. Nur ſo viel ſei geſagt, daß der Zauber der Antike an dieſer klaffiſchen Stelle das Herz immer wieder mit gleicher Gewalt gefangen nimmt. Hiezu kommt die edle Schönheit der die Villa umgebenden ungeheuren Parkwäldniß, in der beſonders einige ernſte dunkle Cypreſſen, hoch wie die höchſten Pappeln, zu den weicheren Formen der Laubkronen in das ſchönſte Verhältniß treten. Ueberhaupt iſt die große Cypreſſe einer der herrlichſten Bäume des Comer Sees, und eine der Willen am See, Torno gegenüber, die Villa Pizzi, ſteht in einem ganzen Cypreſſenhain, der die Landſchaft unausſprechlich ſchmückt und veredelt. Man wandelt hier eben von Schritt zu Schritt in reiner Schönheit. Selbſt Dorfkirchen, wie die von Torno, ſind ganz oder theilweiſe aus weißem Marmor aufgeführt, jedenfalls am Portal mit gut gearbeiteten Marmorreliefs, auch

*) Rektor Müllins Italieniſche Reiſe. C. Schmidt in Zürich. 1881.

mit Statuen geschmückt, und der kleinste Friedhof weist Bildhauerarbeiten von Bedeutung auf. Die Landleute, die Einem begegnen, geben in liebenswürdiger und höflicher Weise Auskunft über den Weg, den man einzuschlagen hat. Die Mädchen sind durchweg sehr hübsch und graziös, dabei von einer Haltung, die durch die Mischung von Unbefangenheit und wahrer Sittsamkeit angenehm auffällt. Nichts Anmuthigeres und zugleich Ehrbareres als ein Bauernmädchen dieser paradiesischen Gegend.

24.

Es hat mich Mühe gekostet, von Como loszukommen, und die herzliche Art und Weise, in der mir die Wirthskleute des „Leoncino d'oro“ beim Abschied die Hand schüttelten, hat mir bewiesen, daß ich mich dort nicht mehr als Fremdling zu fühlen brauche. Indessen — ich mußte weiter. Und so setzte ich mich eines Nachmittags in eine altmodische Postkutsche, die von Como nach Lecco fährt durch den berühmten „Garten der Lombardei“, durch die Landschaft la Brianza. Ich hatte meinen Sitz vorn beim Kutscher, so daß ich die Gegend gut zu überschauen vermochte. Man fährt nach dem Städtchen Erba durch einen hügeligen, sehr fruchtbaren Landstrich, den zahlreiche Villen der reichen Mailänder beleben. Zur Linken Bergland, zur Rechten die ungeheure lombardische Ebene, Olivenhaine, Weingärten, Maisfelder, dazwischen hie und da der Spiegel eines kleinen Sees und viele auf die Hügel und in die Ebene gebaute weiße Dörfer mit ihren Kirchen und den freistehenden Glockenthürmen (— bei Cassano ein merkwürdiger schiefer Glockenthurm, wie der zu Bologna, nur etwas niedriger —) das ist, in Worten ausgedrückt, was man hauptsächlich zu sehen bekommt. Aber für den Maler ist diese Gegend, nicht für den Wortkünstler; der Maler würde hier, besonders bei dem Städtchen Erba und weiter gegen Lecco hin, zahllose schöne Landschaftsmotive finden und zwar im Stil jener Gegenden, die

Leonardo da Vinci und seine Schüler als Hintergrund ihrer Madonnenbilder benützt haben. Die Abwechslung der Szenerie ist eine außerordentlich große, da die drei kleinen Seen von Merio, Pusiano und Amone mit ihren malerischen Ufern einen wirksamen Gegensatz abgeben zu der Hügel- und Berglandschaft auf der linken Seite der Straße. Dazu kommen auch hier antike Erinnerungen. Dort, wo jetzt der hohe lombardische Campanile von Incino sich erhebt, stand einst das Viciniforum der Römer, dessen Plinius ebenfalls in seinen Aufzeichnungen Erwähnung thut. Endlich ist diese Brianza auch ihrer Frauenschönheiten wegen berühmt und die Landmädchen tragen hier noch eine sehr kleidsame Tracht, die besonders durch den Kopfschmuck, der einen silbernen Heiligenschein vorstellt, dem Fremden angenehm auffällt.

Den Seearm von Lecco kennt man aus der klassischen Schilderung Manzoni's in den „promessi sposi“; er ist noch immer so rauh wie zu den Zeiten, als der brave Pfarrer Don Abbondio von den beiden Banditen des Raubritters abgefaßt wurde. Im Ganzen erinnern die schroffen Felsen dieses Theiles des Comer Sees an den Wallenstattersee. Lecco selbst ist ein kleines betriebjames Städtchen, wo ich jedoch nur eine Nacht zubrachte. Als der Wirth — auch wieder ein „Goldener Löwe“ — vernahm, ich käme von Bern, erzählte er mir, es sei augenblicklich in seinem Hause ein großer Pflanzenkundiger aus Bern, der den ganzen Tag in den wilden Gebirgen umherwandere und Abends anlange mit so viel Heu, um zwei Ziegen zu füttern. 300 Kilo Einlegepapier habe er sich von Bern kommen lassen und in seinem großen Zimmer sehe es aus wie auf einem Heuboden. Mit Vergnügen erkannte ich aus der Schilderung den Botaniker des Bundesrathshauses, Herrn D***, und richtig! da trat er selbst ein, wohl-gemuth wie immer und voll von den Erlebnissen seiner friedlichen Pflanzenjagd. Es war ein fröhliches Zusammentreffen, das jenen Abend angenehm abschloß.

Der folgende Morgen traf mich schon auf einem der kleinen Schraubendampfer der Compagnie Geysler in Turin. Statt eines der großen Postschiffe der Gesellschaft „Lariana“ zu benützen, — einer Gesellschaft, die gegenwärtig in einen sehr skandalösen Prozeß verwickelt ist, — zog ich vor, mit dem kleinen Dampfer den See bis Colico hinaufzufahren. Ich war hier auf dem ersten Platze der einzige Passagier, konnte also, ungestört von all dem Treiben der vielen Fremden auf großen Dampfschiffen, in Ruhe die Uferlandschaften vorüberziehen sehen und mir sogar einbilden, die ganze Fahrt sei eigens für mich arrangirt, als wäre ich der einsamkeitslustige Baiernkönig. Dabei findet man auf diesen kleinen Schiffen gleichwohl gute Verpflegung, kann frühstücken, zu Mittag essen u. s. w., zahlt etwas weniger als auf den großen Dampfern und kommt eine Stunde vor letzteren in Colico an.

Die frühe Morgenbeleuchtung war der Gegend nicht günstig; italienische Seen verlangen Abendbeleuchtung; da erst entfalten sie ihren vollen Zauber. Gleichwohl ist dieser See immer einer der reizendsten, die ich kenne, auch noch an seinem weniger berühmten obern Ende wunder schön. Wie malerisch liegt z. B. das große Gravedona am Eingang der weit landeinwärts angebauten Schlucht mit seinen Palästen und Thürmen!

Aber unaufhaltsam ging heute meine Reise weiter — nach Colico und von dort im Postwagen nach Chiavenna. Verwundert schaute mich mein kleiner vierfüßiger Begleiter öfters an, als wollte er sagen: Hast du nun solche Eile, aus dem schönen Lande fortzukommen, in das du mit solcher Sehnsucht gewandert bist? In der That! diesmal winkte wieder von jenseits der Alpen etwas, nicht das blaue Auge Italiens, das mich über den Simplon gelockt hatte. Jetzt war es manch braunes Augenpaar liebster, meinem Herzen nahestehendster Menschen, das mich zurückrief.

Aber in Chiavenna erinnerte ich mich, daß ich Fußgänger sei. Es war höchste Zeit; schon waren die Nerven und Muskeln wieder

schlaffer geworden. Als daher beim Absteigen vom Postwagen der geschäftige und geschwätige Wirth alle die Passagiere in sein großes und theures Haus hineinkomplimentirte, da schwang ich meinen Reisejack auf den Rücken, nahm wohlgemuth den Alpenstock zur Hand und stiefelte eifertig, vom freudig bellenden Hündchen umtanzt, der schweizerischen Grenze zu, in's Bergell hinauf. Chiavenna, das mir liebe schöne Chiavenna, ich hatte es ja früher schon besucht und seine Herrlichkeiten durchstöbert. Also vorwärts! die zwei bis drei Abendstunden vor Untergang der Sonne sollen mich bis Castasegna bringen, dem ersten schweizerischen Dorfe im Bergell.

Hätte ich einen Sohn, der Maler werden könnte, so müßte er mir einen ganzen Sommer lang immer zwischen Chiavenna und Castasegna hin und her wandern, vorüber an den uralten Kastanienhainen, die das verschüttete Plurs bedecken, vorüber an der rauschenden Maira, an all den Wasserfällen seitlich im Gebirg, an den von südlicher Vegetation überwachsenen Felstrümmern, über die mit goldenem Schein die Abendsonne gleitet, die von unten her sich in die dunklen Schattenwölbungen der Kastanienwälder Eingang zu verschaffen sucht, den von oben her die dichten Blätterkronen ihr wehren. Und dann die verlassenen Schlösser und Gärten im immer höher ansteigenden Alpenthale, die weißen Dörfer im Grün ihrer Wälder — es ist eine der schönsten Gegenden der Welt und gern hielt ich in Castasegna Nachtruhe, um meinen Marsch durch ein so herrliches Thal recht zu verzögern. Nicht unerwähnt darf ich lassen, daß hier ein Brüderpaar (Schumacher) ein kleines Musterwirthshaus hält, was Freundlichkeit der Bedienung, Trefflichkeit der Verpflegung und Billigkeit der Preise angeht.

25.

Am Morgen die angenehmste Beschäftigung des gestrigen Abends wieder aufzunehmen — wen sollte das nicht glücklich stimmen? Ich durfte weiter eindringen in die alte Prägallia und

das an einem der schönsten, hellsten Sommermorgen. Still war es im weiten Alpenthale. Nur der Bergstrom rauschte über Felsen-Trümmer seinen Weg nach Italien zur Abda hinab und brachte ihr die Grüße der Alpen überm Malojapasse. Sein Rauschen war wie Melodie und gleichsam die Uebersetzung dessen, was das Thal in seiner Stille träumt und sinnt.

Noch eine Weile hat man die Kastanienvälder zur Seite des Weges, dann werden sie seltener und bald tritt die Tanne in ihr Recht, mit ihr die reichste Alpenflora auf den Wiesen. Aber die einsamen Paläste und Gärten hören auch hier nicht auf. Einer, in maurischem Stil gebaut, mit Thürmen und Zinnen und dunkelrothen Mauerwänden, fällt besonders auf in dieser Alpenlandschaft; ein Baron Castelmur hat dieses Schloß ausbauen lassen und seine betagte Wittwe wohnt noch darin. Andere Schlösser weiter unten im Thale gehören der Familie v. Salis-Soglio.

Nun winkte mir schon von fern der Malojakulm und bald hatte ich Cafaccia erreicht, wo das steilere Steigen beginnt. Seitwärts an der Straße besuche ich ein Hüttchen, wo sie Enzian brennen; ich habe den wackern Leuten eine kleine Bestellung gegeben; denn eine Flasche Enzianbranntweins, den man persönlich auf einer solchen Wanderung am Orte seiner Vereitung bestellt hat, schmeckt uns zu Hause ganz anders, als eine vielleicht den Inhalte nach ebenso gute, die man aber bei irgend einem Krämer gekauft hat und an die sich keine Erinnerungen knüpfen.

Kurz bevor man den Malojakulm erreicht, leitet seitwärts von der Straße ein Wegweiser den Reisenden zu einem prächtigen Wasserfalle. Der Weg ist gut gehalten, die Stelle am Wasserfalle eingezäunt, damit dem Besucher kein Unglück zustoße; gleichwohl sehen nirgends wie im Berner Oberlande an solchen Stellen Zudringliche, die ein Almosen oder gar nach bestimmter Tare ein Eintrittsgeld verlangen. Der Charakter der freien Leute des Bergell ist zu stolz, um derartige Fliegenklappen für Fremde in's Wert

zu setzen; ich bin hier niemals angebettelt worden, auch ist mir Niemand mit niedrig einschmeichelnder Freundlichkeit begegnet, noch weniger mit jener Sackgrobheit, die man in einigen Gegenden der deutschen Schweiz für einen Beweis republikanisch-demokratischer Gesinnungstüchtigkeit zu halten scheint. Die Leute sind sich hier bei aller Einfachheit einer gewissen natürlichen Menschenwürde bewußt, die ihnen dem Fremden gegenüber einen sichern Halt gibt und dem Fremden selbst das Gefühl verleiht, hier dürfe er Jedermann trauen. In einem solchen Lande zu reisen ist ein Vergnügen, während wir anderwärts, wo uns bei jedem schönen Naturschauspiel die hohle Hand hingehalten oder eine Eintrittsmarke abverlangt wird, uns verstimmen lassen nicht bloß um der direkten unerwünschten Gelbtauslagen, sondern auch der gemeinen Gesinnung der Leute willen, die aus solcher Fremdenfängerei spricht.

Mit dem Malojakulm hat man das Ober-Engadin betreten, das seltsam stille Hochthal mit seinen drei kalten norwegischen Seen, mit der unermesslichen Fläche seiner blumenreichen duftenden Wiesen, den nahen Schnee- und Eisgebirgen zu beiden Seiten und dem dunkelblauen Himmel über den zahllosen Bergspitzen. Ich habe es bis Scanss hinunter zu Fuß durchwandert und, wie schon früher einmal, hat mich hier eine melancholische Stimmung überfallen, die ich nicht ganz zu bemeistern vermochte. Der Ernst dieser stillen Landschaft, in der man keinen Vogel singen, keinen Baum rauschen hört, thut es mir jedesmal an. Und sehe ich vollends die in zahllosen Rutschen durch diese ernste Gegend hin- und abfahrenden Fremden, unter ihnen viele frivole Genussmenschen der gemeineren Sorte, so verbessert mir ein solcher Anblick die Stimmung keineswegs. Auch war es kalt, bitter kalt da oben, besonders für den Wanderer, der von Italien heraufgestiegen kam.

Oberhalb des Silber Sees bauen sie fleißig an dem großen Hotel, das auf mehr als fünfhundert Gäste berechnet ist und ganz aus Stein und Eisen soll hergestellt werden. Der Miesenbau ver-

dirbt die Gegend keineswegs, da er weder dicht am See-Ufer noch auf der schönen Malojahöhe steht, sondern zwischen diesen beiden Punkten in einer gut gewählten, geschützten Lage auf welligem Wiesengrunde. Eine Menge italienischer Arbeiter hat sich dort angesiedelt in provisorischen Hütten und es wird in den nahen Felsen selbst mit Dynamit gearbeitet, damit das Werk rascher gefördert werde.

Mein Ziel war Davos. Ich hätte es mit der Post über den Flüela erreichen können. Aber ein braver Fußgänger geht von Scanz über den Scalettapaf, auch wenn ihm vorausgesagt wird, er werde noch viel Schnee vorfinden. Bis auf die Höhe nahm ich mir einen Führer mit, den Gemsjäger des Dorfes, der sich rühmt, schon mehr als 450 Gemsen erlegt zu haben. Es war ein etwas rauher Tag, und lange bevor wir die Pafshöhe erreicht hatten, brach ein wilder Schneesturm mit Nebel los, der uns zwang, uns hinter ein Felsstück zu kauern und zu warten, bis der ärgste Anprall des Unwetters möchte vorübergegangen sein. Ganz in unserer Nähe spielten Marmelthiere, denen vielleicht der Sturmwind unsere Witterung nicht zutrug oder die aus andern Gründen sich vor uns nicht genirten; es war ein ergötzlicher Anblick für mich und die einzige Erheiterung einer etwas kalten halben Stunde. Dann ging's bergan über Schneefelder, richtiger durch Schneefelder; denn bei jedem Schritte sanken wir ein; selbst die leichte Last des Hündchens war einige Male zu schwer für die Schneedecke. Meistens aber stand mein vierfüßiger Freund gleichsam hohnlächelnd auf einer höhern Felspitze, während sein Herr und der Gemsenmörder von Scanz bis an die Mitte des Leibes im Schnee wateten und trotz der Kälte reichlich Schweiß vergossen. Auf der Pafshöhe mußte ich den Führer zurücklassen, der schon alte Mann war zu erschöpft, um mich hinabzuleiten und dann wieder zurückkehren zu können. Dagegen versprach er, da droben noch auszuharren, bis ich ihm von unten ein Zeichen geben würde, daß ich die großen

Schneefelder, die sich bis eine Stunde unterhalb der Paßhöhe ausdehnten, glücklich überstanden hätte. Es war nämlich nicht undenkbar, daß ich irgendwo einbrechen und in eine Tiefe versinken würde, aus der ich mich nicht leicht ohne Beistand herausarbeiten konnte. Es kam jedoch nicht so schlimm; der Schnee war auf dieser Seite etwas fester, so daß ich einige Schneefelder hinabfahren konnte mit Hilfe meines Alpenstockes; andere freilich mußte ich ziemlich mühsam durchwaten, aber schon nach einer halben Stunde konnte ich durch weithinshallenden Jauchzer meinen Gemsjäger benachrichtigen, daß er seinen Beobachtungsposten aufgeben dürfe. Indessen antworteten auch unten aus dem Thale, im „dürren Boden“, Stimmen auf meinen Jauchzer. Denn in dieser stillen Wildniß, wo die Felswände den Schall wunderbar verstärken, und durch die winterlich kalte Luft bringt der Laut der menschlichen Stimme merkwürdig weit. Als ich nun mein gutes Doppelglas auf Diejenigen im Thalgrunde richtete, die meinen Ruf beantwortet hatten, da erkannte ich in ihnen zwei liebe Vorläufer des Hauptcorps, auf das ich mich nach dieser glücklich beendigten Campagne zurückzuziehen vorhatte, und mein pochendes Herz sagte mir, wie von allen Gegenden der Welt doch die Gegend des häuslichen Herdes immer wieder die schönste ist. Noch trennte uns eine kleine Stunde gegenseitigen Nieder- und Emporsteigens; dann galoppierte der kleine gelbe Schnauzer plötzlich einer Gestalt entgegen, die, auf den Knien niederknieend, seine Liebkosungen gerne annahm, bis, weniger schnellfüßig, der Herr des Hündchens anlangte und Letzteres an zwei Gestalten emporzustreben hatte, die sich fest umfassen hielten.

26.

Ueber Davos zu schreiben, fürchte ich mich beinahe; denn ich besorge, ungerecht zu werden dieses stille, schöne Hochthal, wo ich einen formidablen Scaletta-Schnupfen auszuheilen hatte. „Reif sein ist Alles“, sagt einmal Shakespeare; „verschmupft sein

ist auch Alles“, kann ich versichern, und das weiß auch die ganze Welt und wendet daher das Wort „verschmupft“ unbedenklich auf Gemüthsstimmungen an. Wie ein Berg bei schlechtem Wetter von Nebel eingehüllt wird, so wickelten sich auch mir um Auffassungsvermögen, um Phantasie und Humor dicke graue Schleier, durch die ich nur undeutliche Empfindungen von der Außenwelt erlangte; meinem Herzen ist in Davos „viel dicke guöt“ geschehen; aber als Gesamterinnerung ist mir fast nur eine helle, einförmige Fläche geblieben, von der ich nicht recht weiß, ob sie mein Taschentuch bedeutet oder den von scharfen, häßlichen Winden bewegten bleigrauen Davoser See oder die am Morgen mit weißem Reif bedeckten Alpenwiesen des Thals, das ungefähr Nighöhe und demgemäß auch im Sommer ein kaltes Nigiklima hat.

Und doch! wenn ich mich besinne und wenn ich vergleiche, so möchte ich beinahe der ruhigen, ernst-schönen Davoser Landschaft noch den Vorzug vor dem Ober-Engadin geben. Die tiefdunkeln großen Tannemwälder um Davos sind ein gar herrlich Ding und in der ganzen Thalschaft liegt ein beruhigender, stiller Zug, der Einem gewiß bald Davos zur zweiten Heimat machen kann. Zu prächtigen Ausflügen laden nicht nur alle Höhen ein, auch viele Seitenthäler, so das wirklich wunderschöne Sertigthal mit dem Mittaghorn und dem großen Ducan in großartiger wilder Berg-einsamkeit. Näher bei Davos liegt das gemüthliche Spinabad, und noch näher, in wundervollster Lage, gerade am Eingang des erwähnten Sertigthals, Bad Clavadell, ein in dortiger Gegend berühmtes, unter der Leitung von zwei schönen jungen Bündnerinnen stehendes kleines Schwefelbad. Auf dem Wege gegen den Flüelapaß hinauf, ganz dicht an der Poststraße, — man gehe ab bei der Telegraphenstange, die die Zahlen 79 und 33 trägt — rauscht in verborgenen Waldestiefen ein schöner Wasserfall, dessen Wasser über dem Sturze eine liebliche Waldszene bildet, indem die Tannen zu beiden Seiten des dort spiegelklaren, seichten und breiten Baches

etwa zwei Fuß tief im Wasser stehen, was sich gar eigenthümlich ausnimmt.

Daß Davos erst im Winter seine Bedeutung gewinnt, ist bekannt. Wenige Fremde waren daher jetzt zu treffen. Dennoch wagte es eine Schauspielergesellschaft, im Kurhaus auf dem wirklich wunderhübsch eingerichteten kleinen Theater Vorstellungen zu geben, und ich darf versichern, daß diese braven Leute Laubes „Graf Esler“ ganz ordentlich gespielt haben.

Im Grunde war wohl mein Katarrh nur eine Folge eines starken Akkommodationsvermögens an die Verhältnisse meiner Umgebung. Es paßt sich, wenn man acht Tage in Davos weilt, diese acht Tage tüchtig durchzuhusten; es gehört zum Lokalkton der Landschaft; ich habe bemerkt, daß im Sommer auch die Gesunden hier alle ihren landesüblichen Schnupfen oder Husten mit Anstand auf die umliegenden Höhen tragen; manche Leute schreiben sogar in den vielen Pavillons, die auf den höher gelegenen Promenaden als willkommene Ruheplätzchen den Wanderer einladen, allerlei Betrachtungen nieder über ihren Schnupfen und Husten, so daß Bischer für eine neue Auflage seines Schnupfenromans „Auch Einer“ hier vielleicht einige passende Epigramme aufstreiben könnte. Unter eine ganze Zahl von gereimten Sprüchen, die in einem solchen Pavillon zu lesen sind, schrieb ein trockener Satiriker:

„So ein Poeticus
Hat doch viel Hochgenuß.“

27.

Als ich schon nicht mehr so gut hustete, um mit einem Anschein von Berechtigung in Davos bleiben zu dürfen, schwang ich eines schönen Morgens, — es war wirklich ein funkelnagelneues schönes Wetter über die Berge gerückt, wie man's besonders an einem Montag gern hat, wenn man nicht etwa, wie in England, gehängt wird, — ich schwang, sage ich, meinen Tornister auf den

Rücken, ergriff den festen Bergstock und schritt den Strelapafß empor, vom freudig bellenden Hündchen umtanzt. Die Lieben, die noch länger in Davos verweilen sollen, gaben mir bis auf die Pafßhöhe das Geleit, von dort ging's dann im Sturmschritt hinunter in's schöne Schanfiggthal.

Ein kleines Abenteuer, das bei den ersten Häusern unten im Thale mein müder, armer Schnauzer zu bestehen hatte, indem sich ein großer Hund, von der Klasse, die man Tiger nennt, auf ihn stürzte und ihn blutig biß, bevor ich Zeit hatte, am Kampflage anzulangen, gibt mir Gelegenheit zu der Bemerkung, wie denn doch auch die Hunde in den Städten gar viel von dem in gefälliger Beziehung abschleifenden Leben eines größern Verkehrscentrums profitiren. So ein einsamer Berghund ist wie jene wilden räuberischen Riesen der alten Mythologie, die Held Theseus schließlich umbrachte. Da dieses Ungeziefer nur wunderselten einen andern Hund sieht, kennt und ehrt es keinerlei hündische Sitte, da findet kein vorsichtiges Beschnüffeln, kein diplomatisches Wedeln statt; es werden keine Visitenkarten ausgetauscht, keine Hinterkratzfußbewegungen vollzogen; wie ein wilder Teufel stürzt sich der Raubritter auf den vorüberziehenden Wanderer, wirft ihn flugs nieder und gibt ihm einen Biß. In der Stadt kommt so etwas kaum vor; die glatten Sitten des Verkehrs werden hier selbst von den Hunden respektirt. Uebrigens erholte sich mein armer Begleiter rasch von seinem Unfall; der Schrecken war bedeutender als die kleine Wunde am Kopfe.

So weit hatte ich's nun schon gebracht, daß ich mir auf meiner Fußreise kein Gewissen mehr daraus machte, zu fahren, wenn ich des ewigen Abtretens der Fußsohlen satt war. Von Langwies, dem hintersten Dorfe im Schanfiggthal, führt seit einigen Jahren eine hohe, schöne Alpenstraße nach Chur hinab. Eine kühne und stellenweise sehr schmale Alpenstraße. Nervenschwachen Leuten dürfte es sich kaum empfehlen, den Sitz neben dem Conducteur einzunehmen

(Conducteur und Postillon sind hier eine Person), wenn die Niederfahrt beginnt dort bei Castiel, wo die furchtbarsten Abgründe links von der Straße liegen, die nicht überall durch ein Geländer, sondern oft nur durch einzelne Marksteine von diesen Abgründen getrennt ist. Am heutigen Tage traf sich's, daß die Pferde besonders aufgereggt waren. Lange Zeit vorher hatten sie, da der Himmel meistens bedeckt und die Witterung kühl, selbst kalt war, von den Bremsen nichts mehr zu leiden gehabt. Heute, an einem schönen und heißen Tage, den am Abend ein in der Ebene sich bereits ansammelndes Gewitter schließen sollte, waren sie von zahllosen Blutsaugern umschwärmt und fast außer sich über die neue Plage. Besonders das linksseitige Pferd schien sehr empfindlich zu sein und nicht zu wissen, wie es sich der Stiche erwehren wollte; es drängte bald gegen seinen etwas ruhigeren Nachbar, bald riß es nach der eigenen Seite hinüber, schüttelte mächtig den Kopf, daß die Schellen rasselten, schlug auch wohl mitten im Laufe aus und zuweilen schien es, als flüsterte es seinem Genossen in die Ohren: „Du! das ist kein Geschäft mehr für uns! Viel besser, dort unten in der kühlen Waldschlucht des Caltraiser Tobels zerschmettert liegen, als diese Plage länger erdulden.“ Jetzt aber führen wir scharf um eine der großen Biegungen und schon reichten bis dicht hinaus an den Abgrund, zwischen zwei Prellsteine hinein, die Köpfe der Pferde. „Gibt es selbstmörderische Pferde?“ jagte mir der schreckliche Gedanke durch den Kopf, und, da man bekanntlich schnell denkt, hatte ich Zeit, während die Pferdeköpfe noch immer über dem Abgrund schwebten, die zwei weiteren Gedanken anzureihen: „Bis jetzt hat man von selbstmörderischen Thieren nie vernommen, aber einmal könnte ein Rossesaar den Anfang machen und — wenn es just passiret, dem bricht's“ . . . ich konnte nicht anders, ich fuhr dem Wagenlenker mit der Hand in den rechten Zügel und gab dem Leitseil einen raschen Ruck. Erstaunt sah mich der wettergebräunte Conducteur an, zum Glück ein freundlicher

Mann, der den Eingriff in sein Amt nicht übel aufnahm, wie er wohl hätte dürfen. Im nächsten Augenblick waren wir an der gefährlichen Biegung vorüber und die Kasse jagten wieder bergwärts. Als ich nun mit dem Conducteur die Gefahren dieser Passage besprach, gab er mir doch zu, daß ihm, wenn er des Nachts an gewissen Stellen durchfahren müsse, die Sache selbst nicht ganz geheuer vorkomme. Die Straße ist nämlich weit schmaler, als es die größeren Poststraßen Graubündens sind, und an einigen Orten war in Folge der letzten Regengüsse ein Theil des Straßenbordes in die Tiefe gestürzt, ohne daß man den Schaden bereits ausgebessert hätte. Gleichwohl sind wir ganz wohlbehalten in dem schönen Chur angelangt, das sich, von der Höhe bei Maladers gesehen, gar herrlich ausnimmt, wie es sich aus dem Thalkeßel des Flüsschens Plessur herausgießt in die Ebene, stolz emporragend mit den vielen Thürmen der bischöflichen Oberstadt und umgeben von üppigen Gärten und Villen.

28.

War es nur das Wohlgefühl, statt der ewigen baumlosen Alpenweiden wieder Weinberge, schattige Alleen, Rosenhecken und die Kronen weitästiger Nußbäume zu sehen, was mir Chur und seine nächste landschaftliche Umgebung so reizend erscheinen ließ? Gewiß trug die Entbehrung aller dieser guten Dinge viel zu der tiefen Wirkung bei, die ich von der malerischen Schönheit der rhätischen Hauptstadt an mir erfuhr; aber auch ohne den Kontrast mit den öden Berggegenden ist Chur eine prächtige Stadt, die wohl verdiente, daß der Fremde etwas länger darin verweilte. Ich habe dem Flüsschen Plessur entlang einen Abendspaziergang gemacht, vorüber an den unaussprechlich gemüthlichen, in die alte Ringmauer der Stadt hineingebauten Häusern, die alle ihre Gärtchen, einige einen recht schönen Garten haben; die Reize von Stadt- und Landhaus sind hier vereinigt; unzählige lauschige Winkelchen,

unter dichten Blätterkronen versteckte Kabinetchen laden den Bewohner am Abend zu ruhigem Gemusse ein. Wirklich saßen auch überall in den Gärten die Familienväter und machten sich's nach dem heißen Sommertage bequem, während noch die fleißige Hausmutter oder ein hochaufgehoffenes Lieblingstöchterchen den durstigen Pflanzen des Gärtchens aus der Gießkanne ihre Labung zukommen ließ und mit leichtem Schritt zwischen den Beeten hin und her wandelte. Angenehm war es, die Obstspaliere, wo man den Blick hinwandre, reichlich mit Früchten gesegnet zu sehen; ein ganzer Bogengang, wo dem darunter Hinwandelnden die großen herrlichen Birnen fast in den Mund hängen, fiel mir besonders auf. Und nun diesen Gärten gegenüber, nur durch die weiße Straße von ihnen getrennt, rauscht in ihrem felsigen Bette die schäumende Pleßur dahin, über die eine Menge Brücken führen zu Vergnügungs-orten, Felsenkellern, die die einladendsten Namen tragen. Kühll weht es herunter aus der Thalschlucht, aus der das Flüsschen und die Straße herkommen, und welche reiche, buschige Vegetation verbreitet sich zu beiden Seiten des frischen Bergwassers! Wahrhaftig, wenn hier die Menschen nicht glücklich sind, — der Umgebung, in der sie leben, dürfen sie die Schuld nicht beimessen. Ich glaube aber, sie sind glücklich. Wenigstens dort jener ruhige Spießbürger, der eben mit schmunzelnder Miene sein Pfeifchen gestopft und in Brand gesetzt hat und jetzt die Abendzeitung öffnet, die er auf dem Bänkchen unter seinem Pflaumenbaum lesen will, während er nach seinem Töchterchen hinüberblinzelt, das mit der Gartenscheere an den Rosenbäumchen sich zu schaffen macht, — er ist glücklich. Es macht mir Spaß, zu entdecken, daß er den „Freien Rhätier“ liest und in seinem Glück nicht einmal merkt, wie sehr er das ist, was er liest.

29.

Die Oberalpstraße zur Heimkehr zu benutzen und zwar wieder als redlicher Fußgänger, lag in meinem Plane, der denn auch zur

Ausführung kam. Nur die breite, sonnige und staubige Landstraße bis Reichenau, auf der die meisten Posten Chur verlassen, scheute ich. Aber selbst im Postwagen war die Tortur, die ich da auszustehen hatte, keine geringe. Ein starker Wind wirbelte an diesem Morgen den zollhoch wie Wüstenand liegenden feinen weißen Staub empor, der, auch wenn man die Fenster des ungeheuren Postkastens schloß, überall noch durch Ritzen einzudringen wußte und uns vier im Intérieur sitzenden Fahrgästen — zwei Frauen, einem übermäßig dicken Müller und mir — recht beschwerlich auf die Lungen fiel.

Aber in Reichenau durfte ich aussteigen und rechts gegen Flims abshwenken; nun ging's schon besser. Zwar immer noch segte der Samum die grauen Staubwirbel über die Landschaft, aber doch hauptsächlich auf der großen Straße, die über Thufis zum Splügen führt und die bald in beträchtlicher Tiefe unter mir lag. Es war ein prächtiger Anblick, das zerklüftete Rheinthal zu sehen, wie im Sturm seine Wälder und dichten Gebüsche sich bogten und wie die wandelnden Staubsäulen mitten durch das Grün der reichen Vegetation die Straßen bezeichneten, die in so großer Menge nach allen Richtungen das hündnerische Gebirgsland erklimmen. Zuweilen konnte man glauben, es werde da drunten eine große Schlacht geschlagen, die ganze Gegend stehe im Pulverdampfe mächtiger Artilleriesfeuer, und wirklich ließ sich jetzt auch der Donner vernehmen; denn der anhaltende Wind war nichts Anderes als der Herold eines Gewitters, dem später Nebelgewölk mit gelegentlichem Sprühregen folgte. Ich ließ mich das Alles nicht anfechten und auch in der Beleuchtung eines nebligen Herbsttages imponirten mir die herrlichen Waldungen unterhalb von Flims und die kleinen tiefgrünen Seen mitten in schweigender Wildniß.

In einem kleinen Bauernwirthshause, wo ich Rast hielt, fiel mir an der Wand ein in glühenden Farben gedrucktes Reklamebild der Orie-Eisenbahn auf. Man sieht einen großen Bahnhof,

ungeheure Lokomotiven nach der bekannten nordamerikanischen Konstruktion stehen vor mächtigen Personenzügen zur Abfahrt bereit nach allen Richtungen. In kolossalen Buchstaben liest man die Aufschrift: Purchase Tickets via Erie Railway! Das Bild hängt gewiß auch in manchem bernischen Bergdörflein als Beweis, welches Interesse amerikanische Eisenbahngesellschaften der europäischen, speziell auch der schweizerischen Auswanderung schenken.

Abends erreichte ich die „erste Stadt am Rhein“, das alterthümliche Nanz, ein kleines Nest wohl nur, von vielleicht 800 Einwohnern, das aber mit seinen mittelalterlichen Thoren und Thürmen und Mauern und den vergitterten festungsähnlichen Häusern wohl eine ernste Geschichte erzählen könnte von manchem schwereren Tag, den es hat ertragen müssen.

Ernst — das ist überhaupt die Stimmung, die über Land und Leute und Ortschaften im Bündner Lande ausgegossen ist. Ich bin Tags darauf bei hellem Sonnenschein nach Trons hinaufgewandert und von dort nach dem schönen Dissentis; aber trotz den spielenden Lichtern, die bald diesen, bald jenen seitlichen Hügel und sein Dorf beleuchteten, trotz dem frischen Brausen des jungen Rheinstroms, an dem die Straße entlang führt, trotz dem morgendlichen Lüftchen, das von den hohen Alpenweiden von Brigels herunterwehte — der Gesamteindruck, den die Landschaft macht, ist doch ein ernster, wozu die tiefdunkeln Tannenwälder, die besonders auf der rechten Seite des Flusses sich hinziehen und den Berg ganz bekleiden, ein Großes beitragen. Man hat immer das Gefühl, diese Gegend sei eigentlich bestimmt, eine düster-schöne Wildniß zu bleiben, und man würde es kaum wunderbar finden, wenn man da und dort am Flüsschen unten einen richtigen Bären sitzen sähe, der sich ganz gemüthlich die Füße im jungen Rhein badete.

In Trons an der zum Andenken des Bundeschwurs errichteten Kapelle mit den patriotischen Bildern habe ich mir ein Verstelein

abgeschrieben, das dort über den Fresken zu lesen steht und mir durch eine Mischung von Wiedersinn, poetischem Schwung und prosaischer Nüchternheit auffiel:

„Dem Bundesbrief zu Folg'
Laut dessen Will' und Sinn
Schickt unser freies Volk
Die Ehrenboten hin
Und läßt von Zeit zu Zeit
Dahier an jenem Platz
Des Bundes Herrlichkeit
Erneuern das Gesäß.“

(Könnte allenfalls auch im Nationalrathssaale zu Bern stehen.)

In Dissentis hat alle Welt Freude an der neuen Lukmanierstraße, so daß man sich nicht scheut, selbst einen Wanderer, der schon von Planz her seine Füße ordentlich gebraucht hat, am gleichen Abend noch ein Stündchen empor zu schicken durch die elf ersten Galerien. Nun, es ist ohne Zweifel eine schöne Alpenstraße mit prächtigen Wasserfällen dicht am Wege, — aber — das habe ich andern Tages wieder erlebt — die nun abgedankte Gotthardstraße, ich meine das Stück zwischen Andermatt und Göschenen — besiegt doch alle andern Alpenpässe an wahrhaft malerischer Schönheit und an unmittelbaren Eindrücken auf die Phantasie. Die Partie der Teufelsbrücke mit den schroffen, kühlen, trozigen, himmelhohen und düstern Felswänden zu beiden Seiten, das starke Gefäll der Straße selbst, dazu die wildschäumende Neuß — da kommt der Lukmanier nicht auf dagegen, noch gar der zahme Simplon oder der langweilige Oberalppaß oder selbst der Splügen mit seiner schönen südlichen Niederfahrt gegen Campo dolcino. Glücklicher Weise ist nun dieses schönste Stück der alten Gotthardstraße keineswegs verödet, im Gegentheil. Jedem Eisenbahnzug, der in Göschenen hält, entsteigen wohl fünfzig und mehr Fremde, die wenigstens bis Andermatt hinauf einen Spaziergang

machen wollen, so daß dieses Stück der Straße fortwährend von vielen gemüthlich schlendernden Leuten aus allen Nationen belebt und freilich aus einem ehemals sehr ernstlichen völkerverknüpfenden Gebirgspasse zu einem pittoresken Spielzeuge der Neugier geworden ist. Verhältnißmäßig wenig Reisende gehen von Andermatt bis auf die Paßhöhe oder gar nach Aiolo hinab, und bald wird, wenigstens für Fuhrwerke, diese Passage überhaupt nicht mehr möglich sein; denn im Hochgebirge tritt der Verfall rasch ein, sobald die Hand des Menschen im Kampf mit der Natur läßig wird.

30.

Ich bemerke, daß ich in den Stromschnellen der raschen Heimfahrt bin. Es geht mir wie dem armen Kapitän Webb*); vergebens möchte ich mich noch halten, die Strömung reißt mich fort und es bleibt keine Zeit mehr zu behaglicher Schilderung des Geschautes und Erlebten.

Ich glaube aber, meiner Bergfahrt einen würdigen Abschluß gegeben zu haben, indem ich von Flüelen aus den Weg nach Brunnen zu Fuß ging und der Telskapelle, den Fresken Stückelbergs, meinen Besuch machte. Diese effektvollen Bilder sind mir als löbliche Kunstwerke erschienen, nur zu schön, ganz so wie Schillers Jambenfluß. Ich hatte so viel von der ungeheuren Realistik sprechen hören, die Stückelberg nun zum ersten Male in die historische Malerei einführe. Da habe ich doch nach dieser Seite hin mehr Kraft erwartet, Bilder, die nicht auf den ersten Anblick wie lundes Baumöl in das Auge hineinfließen, sondern die sich zuerst sperren (wie man's an Michel Angelo erfährt, an dem man Vergerniß nimmt, dem gegenüber unsere Seele sich anfangs aufbäumt, bis die mächtigere Phantasie unsere schwächere zwingt und wir dem Genius zuletzt Recht geben müssen). Das ist

*) Derselbe ertrank 1883 bei dem Versuche, den Niagara zu durchschwimmen.

nun so ganz mein individueller Eindruck und ich mache durchaus nicht Anspruch, ihn für ein berechtigtes Kunsturtheil auszugeben. Aber ich komme nicht darüber weg; Stückelberg erscheint mir in seinen Werken wie in der Musik der liebenswürdige und angenehme Mendelssohn, der so ganz am Platze ist in der Melusinenouvertüre, aber nicht ganz im Glas. Das Basler Museum hat doch Stückelbergs bestes Bild — die Prozession in den Sabinerbergen; diese Stoffe entsprechen meines Erachtens dem weichen und glatten Pinselstriche des reichbegabten Künstlers zehnmal besser als das Heroische.

Gegen das eiserne Gitter, das nun das Innere der Telskapelle vor der Entweihung durch profane Besucher schützt, habe ich nichts einzuwenden; es ist nothwendig, wenn nicht jeder Handwerksbursche aus Tuttlingen oder Kreuznach seinen werthen Namen an die Wand oder gar auf die gemalten Gestalten selbst kriegeln soll. Man weiß, wie die frühern Bilder entstellt waren; in das Auge Gott Vaters hatte irgend ein schweizerischer Verein sich eingezeichnet und quer über die Figuren liefen unzählige, zum Theil unsflätliche Schmierereien. Die Achtung vor dem Schönen der Kunst ist noch nicht so tief in alle Schichten des Volkes eingedrungen, daß man Gemälde, die mit großen Kosten sind hergestellt worden, vertrauensvoll ohne Schutzwehr dem Volke selbst zu freiem Besuche überlassen könnte. Aber zu weit gehen doch diese Schutzmaßregeln, wenn selbst von oben herab eine Art Treibhausfenster die Telskapelle gegen den See unschön verschließt. Mit Recht schrieb darüber der Berichterstatter im „Sonntagsblatt“ des „Bund“: „Der Kunstvereinsauschuß hätte eher alle Chemiker und Mechaniker der Welt für die Fixirung der Malerei und für einen beweglichen Abschluß der Halle in Kontribution setzen müssen, als dem einsamen Fischer, der, hier vorbeifahrend, vor dem schmucklosen Holzkaltärchen andächtig sein Köpchen zieht, den dabei gewohnten Anblick vaterländisch erhebender Bilder durch eine Glaswand zu entziehen. Das ist nicht mehr die alte ehrwürdige

Tellskapelle; das ist ja ein moderner Parkpavillon, den sich irgend ein reicher und kunstsinntiger Privatmann oder Verein zu „seinem und seiner Gäste Ergötzen hat ausmalen lassen!“ Daß auch Andere so fühlen, entnehme ich dem vor mir liegenden Briefe eines Nationalrathes aus dem Kanton Zürich: „Die Verhunjung der Tellsplatte und der Tellskapelle ist in meinen Augen ein eigentlicher Skandal. Die Mißhandlung der Platte selbst*) wird sich schwer gut machen lassen; was dagegen die Verbleiung der Kapelle betrifft, so bin ich fest überzeugt, die Gewalt der öffentlichen Meinung werde dem Skandal bald ein Ende machen.“

* * *

Mit diesen letzten Ausführungen hat sich der freie Wanderer, der „vom Gebirge her kommt“ und nur Augen hatte für Berge, Felsen, Wasserfälle, für Sonnenschein und Wolkenzug — wieder in den Menschen der Ebene und des regelmäßigen Tagewerks verwandelt, der Theil nimmt an den großen und kleinen Fragen und Fehden des täglichen Treibens und der den schweren Bergstock an die leichte Feder vertauscht hat. Aber froh, wie er am ersten Reisetage die Arbeit hinter sich gelassen, nimmt er sie wieder auf und hofft, die ideale Last so über Höhen und Tiefen hinzutragen wie den Tornister, in dem diese Blätter manchen lieben langen Sommertag durch's schöne Alpenland gewandert sind.

*) Die nur als eine ordinäre Dampfschiffplände sich repräsentirt.

